M. v. O.
Mem.
0.107.

M. v. O.
Mem.
o. 107.

Biogr. o. 656

Leben und Abenteuer

des

Joh. Steininger,

ehemaligen herzoglich würtembergischen und kaiserlich österreichischen Soldaten von 1779 — 1790, späteren Tambour-maitres und Kanoniers unter der französischen Republik und dem Kaiserreich von 1791 — 1815, nachherigen königlich würtembergischen Regiments-Tambours und jetzigen 79jährigen Invaliden auf Hohenasberg.

Herausgegeben und eingeleitet

von

Gustav Diezel.

Mit Steiningers Bildniß.

Stuttgart,
J. Wachendorf's Verlagsbuchhandlung. **1841.**

Vorwort des Herausgebers.

Wenn ein einleitendes Vorwort bei irgend einem Buche an seinem Platze ist, so wird man ein solches bei dem gegenwärtigen gewiß gerechtfertigt finden müssen. Denn einmal wird dasjenige Publikum, das nicht geradezu von vornherein dem bloßen Titel nach das Werkchen in eine Klasse mit jenen zahllosen Produkten hungernder Abenteurer setzen mag, die ihre spärlichen Erlebnisse, mit schlechtersonnenen Lügen ausgeschmückt, der leicht betrogenen Menge vorsetzen, irgend einen Rechtfertigungsversuch des vorliegenden Büchleins in einer Vorrede suchen, und erst nach dieser darüber entscheiden, ob dasselbe ungelesen aus der Hand zu legen sei, oder nicht; und für's Andere

fühlt der Herausgeber nur allzu deutlich die Nothwendigkeit, durch eine kurze Einleitung das Publikum auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus die nachfolgende Selbstbiographie gelesen und beurtheilt seyn will. Um diesen Standpunkt zu bezeichnen, reicht es wohl hin, wenn ich einfach erzähle, auf welche Weise ich mit dem Helden der nachstehenden Geschichte bekannt wurde, um so mehr, als sich hieran Einiges knüpfen wird, was dazu dienen kann, den Voreindruck, den ich gerne bei den Lesern hervorbringen möchte, zu vervollständigen.

Es gibt, — um sofort die Erzählung zu beginnen und ab ovo anzufangen — in dem Lande Würtemberg eine Festung, die einzige, die noch in einigermaßen erträglichem Stande ist; sie heißt die Festung Hohenasberg. Der Bergkegel, auf welchem sie erbaut ist und der, beiläufig gesagt, nach Dittenbergers Geographie, die mir just zur Hand ist, 1037′ über dem Meeresspiegel sich erhebt, liegt inmitten einer weiten und fruchtbaren, mit Städten und Dörfern dicht besäeten, von Flüssen durchströmten Ebene, die von den Bergen bei Heilbronn, von den Stuttgarter Bergen, und vom Horizont, oder vielmehr von fernen, dem Auge kaum erkennbaren, in blauen Duft gewobenen Gebirgen begrenzt ist. Mit ächtem begeistertem Gottesgefühl könnte man von dem Walle dieser Festung aus in die reiche Natur schauen und trunkenen Auges in den überwältigenden Schönheiten schwel-

gen, welche die reizende Gegend in vollem Maaße darbietet, — wenn diese Festung nicht Menschen zur Wohnung angewiesen wäre, die aus mancherlei Gründen hier, in dieser schönen Natur, sich Gottes und ihrer selbst zu freuen keinen Beruf in sich fühlen können. Es wohnen nämlich hier — allgemein gesprochen — drei Classen von Menschen: Soldaten, Gefangene, und die Vorsteher dieser letztern, sammt ihren Untergebenen. Da indeß diese drei Classen von Menschen mehr oder weniger an diesen Punkt gebunden sind, und somit alle drei auf ihre Freiheit mehr oder minder verzichten müssen, so können wir sie füglich unter dem allgemeinen Namen „Gefangene" subsumiren. Lasse ich jedoch über diesen Berg einen Dichter sprechen, einen Dichter, den ein Fürst in die feuchten Kerkermauern dieser nämlichen Festung sperrte, in denen er nahe daran kam, seinen edlen, für die Freiheit geschaffenen Geist einzubüßen: mag Schubart sprechen:

Schön ist's, von des Thränenberges Höhen
Gott auf seiner Erde wandeln sehen,
Wo sein Odem die Geschöpfe küßt;
Auen sehen, drauf Natur, die treue,
Eingekleidet in des Himmels Bläue,
Schreitet, und wo Milch und Honig fließt.

Schön ist's, in des Thränenberges Lüften
Bäume sehn in silberweißen Düften,

Die der Käfer wonnesummend trinkt,
Und die Straße sehn im weiten Lande,
Menschen wimmelnd, wie vom Silbersande
Sie, der Milchstraß' gleich am Himmel, blinkt.

Und der Neckar blau vorüberziehend,
In dem Gold der Abendsonne glühend,
Ist dem Späherblicke Himmelslust;
Und den Wein, des siechen Wandrers Leben,
Wachsen sehn' an mütterlichen Reben,
Ist Entzücken für des Dichters Brust.

Aber, armer Mann, du bist gefangen;
Kannst du trunken an der Schönheit hangen?
Nichts auf dieser schönen Welt ist dein!
Alles, alles ist in tiefer Trauer
Auf der weiten Erde; denn die Mauer
Meiner Feste schließt mich Armen ein!

Hier, auf dieser Feste, lag Schubart ein volles Jahr und drüber, in einem noch jetzt nach ihm genannten Loche, auf einem harten Strohlager, ohne eine menschliche Gestalt zu sehen, als die seines Wärters, der ihm seine kärgliche Kost reichte, oder die seines Commandanten, eines subalternen, und somit desto raffinirteren Despoten, der nur kam, um ihn zu martern; — der dem an schmackhafte, weltliche und sei es auch profane Kost Gewöhnten nichts in Händen ließ als die Bibel und ein Paar verrückte Ascetiker, und der den Mann, der für die Freiheit begeistert war, durchaus zu einem orthodoxen Christen machen wollte, ein Contrast, in Folge dessen der edle, von Haus aus geistvolle,

aber allzu sinnlich-phantastische Mann beinahe ein Narr geworden wäre; — hier lag Schubart ein weiteres Jahr in einem erträglicheren Lokale, das man zur Noth ein Zimmer nennen konnte, und von dem aus ihm vergönnt war, arme Spießruthen-laufende Deserteure, oder unglückliche mit Ketten und schweren eisernen Kugeln belastete Gallioten durch sein Fenster zu erblicken; hier endlich wohnte Schubart weitere neun schmerzvolle Jahre lang, von Gattin und Kindern getrennt, aber mit der gnädigen Erlaubniß, in dem Bereich der Festung sich frei zu ergehen, und sogar den Herrn Commandanten durch seine Talente oder Späße zu erfreuen und zum Lachen zu reizen.

Doch was komme ich auf diese alten Geschichten zurück, über denen ich das vergessen könnte, was allein hieher gehört?

Die Zeiten Schubarts und des Herzogs Carl, der ihn hier gefangen hielt, sind längst vorüber. Die Willkühr ist heute nicht mehr sanktionirt, und somit ist aus der Festung Hohenasberg, in deren Kerkern das Machtgebot eines Fürsten einen edlen Mann spurlos von der Erde verschwinden machen konnte, im Lauf der Zeit ein Gefängniß geworden, in welches man nur nach Urtheil und Recht gesprochen werden kann. Auch die dumpfigen Kerker sind größten-theils verschwunden, und den Gefangenen werden

geräumige Zimmer angewiesen, in denen sich alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen nach dem Gesetze Niemand verwehren kann. Auch der Schreiber dieses hatte — soll ich sagen, das Unglück, oder das Glück? sofern ja Alles, was der Mensch erlebt, zu seinem wahren Besten dienen soll — eines kleinen Vergehens halber die Festung Hohenasberg vier Wochen lang bewohnen zu dürfen.

Es ist ein seltsames Gefühl, wenn man sich zum ersten Mal als Gefangenen empfinden muß. Ich hatte mir, ehe ich meine Strafe antrat, fest vorgenommen, während meines Arrestes eine gewisse Arbeit zu vollenden, und dieser Gedanke hatte mich lange zuvor getröstet, wenn ich nicht ohne Unbehaglichkeit an eine vierwöchentliche Entfernung von allen Freunden und allen süßen Gewohnheiten gedacht; als ich jedoch, des Abends in der Festung eingetroffen, am folgenden Morgen erwachte, war mir, von allen meinen verschiedenen, durcheinander wühlenden Empfindungen bloß Etwas ganz klar: ich wußte nämlich gewiß, daß ich in meinem Arreste durchaus gar Nichts arbeiten würde.

Und diese Ahnung betrog mich keineswegs.

Die Unbehaglichkeit, die ich in dieser für mich ganz neuen Lage empfand, war unbeschreiblich. An eine, soweit die Gesetze des Staates es erlauben, schrankenlose Freiheit gewöhnt, fühlte ich mich

jetzt plötzlich in einem engen, von sechs Häusern begrenzten Städtchen; die Constitution, zugleich das Polizei- und Strafgesetzbuch des kleinen Staates, hier nicht unpassend die Hausordnung genannt, und einestheils meine Pflichten, anderntheils meine Rechte enthaltend, lag, einen halben Bogen stark, vor mir und enthielt in diesem kleinen Umfange genug, um mich einige Zeit zu beschäftigen und zu einem ernsten, vorerst nicht sehr resultatreichen Nachsinnen anzuhalten. Nach einer Weile wurde mir indeß doch so viel klar, daß sich hier nichts anderes thun lasse, als die Sache zu nehmen, wie sie einmal war; und da sich unter den Rechten, welche mir die kleine Constitution garantirte, auch das befand, daß ich mich auf der Festung frei bewegen könne, so fing ich, altdeutscher Sitte getreu, den Tag damit an, daß ich in das meinem Fenster schräg gegenüber liegende Wirthshaus mich verfügte.

Die artige Tochter des Hauses, mit weißem Teint, schwarzen Haaren, schwarzen lebhaften Augen, kam mir im Morgenanzug, schalkhaft coquettirend entgegen, so daß meine Unbehaglichkeit schnell um 20 Procent fiel, und als ich mir vollends ein Glas Wein zu Gemüthe geführt hatte, konnte ich mich immer mehr mit dem Gedanken vertraut machen, daß man auch in der Gefangenschaft sich das Leben zu erheitern vermöge. Meine Nymphe erzählte mir bald der Reihe nach Alles, was ich

nur in Betreff meines neuen Aufenthalts zu wissen verlangen konnte; in wenigen Stunden hatte ich erfahren: die Namen aller hiesigen Beamten, Officiere, Arrestanten, Gefangenen und sonstigen Einwohner, ich wußte, wer sich hier liebte und wer sich haßte; kurz ich war in Bälde ganz au fait gesetzt; nur hatten alle diese schönen, und für Frauenzimmer hochwichtigen Angelegenheiten durchaus keinen praktischen Werth für mich, und ich sah, trotz der vielen Kenntnisse, die ich in so kurzer Zeit gesammelt, immer noch nicht recht ein, wie ich den langen Tag auf eine ersprießliche und amusante Weise zubringen sollte.

Dafür wurde nun im Verlaufe schon einigermaßen Rath. Es finden sich überall entweder brave Bursche, mit denen man cordial und vertraulich sich unterhalten, oder Originale, an denen man seine Lust haben kann; so war es auch hier. Hin und wieder spielte ich auch mit meiner Dulcinea Ecarté — wie nach Blumauer Aeneas mit Dido Mariage — um einen Kreuzer und dieß that ich aus zwei verschiedenen Ursachen, erstens weil ich nichts anderes zu thun wußte, und zweitens weil es mir verboten worden war.

Eines Tags sah ich beim Spazierengehen in der Ferne einen Greis in militärischer Kleidung, mit weißem auf die Brust herabwallenden, ehrwürdigen Bart, die Brust mit einem Kreuze geschmückt. Ich

glaube, es ist eine Eigenschaft, die ich mit Vielen theile, daß mir ein alter Soldat von ehrwürdigem Aussehen im eigentlichen Sinne heilig ist. Mein erster Gang war daher zu meiner Weinnymphe, der ich bittre Vorwürfe machte, daß sie mir dieses Heiligthum der Festung so lange verschwiegen hatte, während sie mich mit allen übrigen Merkwürdigkeiten und Miseren so freigebig bekannt gemacht. Sie gestand ihren Fehler bereitwillig ein, und erzählte mir nun eine lange fabelhafte Geschichte von meinem Veteranen, deren Hauptpunkte die waren, er sei 79 Jahr alt, sei dreizehnmal desertirt und habe die französische Revolution mitgemacht.

Einen Mann aus der französischen Revolution und dem Kaiserreich zu sehen und zu sprechen, war schon längst mein sehnlichster Wunsch gewesen. Wie glücklich war ich also, hier, in dieser Sandwüste, plötzlich auf eine so liebliche Oase zu stoßen; sein dreizehnmaliges Desertiren schien mir anfangs übertrieben, deutete aber jedenfalls darauf hin, daß er einige Abenteuer erlebt haben mußte, und da ich zugleich hörte, daß er trotz seinem hohen Alter noch ganz rüstig und seiner Sinne vollkommen mächtig sei, daß er auch ein Glas Wein liebe und ein lustiger Gesellschafter sei, so schickte ich sogleich Boten nach ihm aus, um ihn höflich zu mir in die Wirthsstube zu bitten.

Er kam; seine hohe Stirn, seine im hohen Alter immer noch markigen Züge, sein freier Blick

zeigten den Mann; seine klugen Augen und ein eigenthümlicher Zug um den Mund den lustigen und verschlagenen Burschen, und doch trug der ganze Ausdruck seines Kopfes, durch den langen weißen Bart und die spärlichen Haupthaare gehoben, den Stempel ächter Gutmüthigkeit. Doch man sehe sein Bild an; der ganze Charakter ist darin ausgedrückt.

Ich lud ihn ein, neben mir Platz zu nehmen, und er sprach mich sogleich französisch an, eine Sprache, die er immer noch vortrefflich zu reden versteht. Ich ließ mir nun Mehres von ihm erzählen, und obgleich ich gewiß nicht zu den Gläubigen gehöre: ich hatte mich in wenigen Minuten überzeugt, daß dieser Mann sich nicht mit Lügen befaßt. Wäre mir indeß darüber je ein Zweifel aufgestiegen, so hätte er in der Folge schwinden müssen, als er mir Ein und Dasselbe mehrmals erzählte, und ich in seinen Berichten Widersprüche zu entdecken meinte, die er, von mir deßhalb zu Rede gestellt, auf die ruhigste und einfachste Weise zurecht legte. Ganz anspruchslos, wie wenn er mir das Gleichgültigste erzählte, gab er mir seine Erfahrungen zum Besten; erst später, als ich ihm meine Absicht ausdrückte, seine Erlebnisse zu veröffentlichen, schien er über den innern organischen Zusammenhang und die Zeitfolge seiner Abenteuer, die er sonst nur abgerissen zu erzählen pflegte, nachzusinnen; denn mein Vorhaben schmeichelte seiner

Eitelkeit ungemein, und er freute sich kindlich, als ich ihm, gegen das Ende meiner Arrestzeit, meinen entschiedenen Wunsch ausdrückte, ihn auf einige Tage mit mir nach Stuttgart zu führen, um hier seine Geschichte der Ordnung nach zu Protokoll zu nehmen, wozu sich auf der Festung keine passende Gelegenheit zeigen wollte. Und so geschah es auch; ich nahm ihn mit hieher, ließ mir hier seine Geschichte von ihm recht eigentlich diktiren, und hier ist sie nun gedruckt!

Verdiente sie aber auch gedruckt zu werden? Diese Frage habe ich nun freilich noch immer nicht beantwortet.

Ich denke so: Abgesehen davon, daß Manches darin, namentlich Manches über Herzog Carl, über Schubart, über den Vendéekrieg, neu und selbst für den Historiker interessant ist, abgesehen ferner davon, daß das Ganze einem Roman gleicht, ebenso fabelhaft ist, als ein recht fabelhafter Roman, und vor diesem die treue Geschichtlichkeit noch voraus hat; abgesehen also von dem Allem: so stellt sich in diesem Buche das treue Bild eines Soldaten des 18ten Jahrhunderts dar, der in das neue Jahrhundert herüber reicht, und in welchem sich, während er an den die Welt umgestaltenden Ereignissen thätigen Antheil nimmt, auch die ganze, in so hohem Grade wohlthätige Umgestaltung des Militärwesens abspiegelt. Zur Zeit, als der Held dieser Geschichte zuerst auftritt, ist der Soldat nur

Soldat, sein Stand ist ein Handwerk, und zwar ein recht schmutziges Handwerk; denn entweder betrügt der Soldat den Fürsten, der ihn anwirbt, oder wird er von diesem betrogen. Die Werber machen sich kein Gewissen daraus, jedes Mittel zu benützen, um sich eines Burschen, den sie brauchen zu können meinen, zu versichern: also macht sich dieser auch kein Gewissen daraus, das Handgeld einzustecken und mit diesem zum Teufel zu gehen. Dieses heillose System stellt sich in der Geschichte meines Helden so grell als möglich heraus.

Die französische Revolution und ihre Folgen haben das unselige Werbsystem, wenigstens in jener großartigen Ausdehnung, in der es betrieben wurde, abgeschafft. Von jetzt an war der Soldat auch Bürger, integrirendes Mitglied eines Staatsverbands und wußte, für wen und für was er sich schlug; und von jetzt an erst verdiente der Soldatenstand die Achtung, die er sich früher größtentheils nur erzwingen konnte.

Von diesem Gesichtspunkte aus hauptsächlich schien mir das Büchlein einer Veröffentlichung nicht unwerth, sofern es ein System zur Anschauung bringt, das, wenn auch von sonsther genugsam bekannt, hier doch vorzugsweise charakteristisch abscheuerweckend, und dabei doch immer noch in komischen Zügen, hervortritt.

Es wäre ein Leichtes gewesen, aus der nachfolgenden Geschichte einen historischen Roman zu

drechseln, der des Abenteuerlichen genug hätte enthalten müssen: allein ich gab der Wahrheit die Ehre, und wollte dafür bürgen, daß auch kein Wort in dem ganzen Schriftchen unwahr ist, wenigstens absichtlich nichts unrichtig dargestellt wurde. Hat doch die Wahrheit hier des Romanhaften und Spannenden genug, so daß man die Mitwirkung der Phantasie füglich entbehren konnte. Was ich hier gebe, ist durchaus nichts anderes, als eine treue Ausführung dessen, was ich aus dem Munde meines Veteranen skizzirt zu Papier brachte.

Was meinen Helden betrifft, so ist er nun wieder auf seine Festung zurückgekehrt, die ihm seit langen Jahren durch Gewohnheit theuer geworden ist. Sein unverwüstlicher Humor, der ihm bis zu seinem Grabe treu bleiben wird, hält ihn dort aufrecht, trotz des geringen Gehaltes, den er als Invalid bezieht. Er hat die Hoffnung, wenigstens noch 10 Jahre froh und vergnügt dort zu leben, und seine riesenhafte Gesundheit scheint diese Hoffnung zu rechtfertigen. Wenn der eine oder andere meiner Leser je einmal in die Nähe seines Aufenthaltes kommen sollte, so versäume er nicht, ihm ein paar Stunden zu widmen. Er wird die Lebhaftigkeit, den ungeschwächten Verstand, das beispiellos treue Gedächtniß und die herzliche Lustigkeit dieses ehrwürdigen Greises nicht genug bewundern können.

So übergebe ich das Werkchen dem Publikum, in der Hoffnung, es werden sich recht zahlreiche

Leser an den Abenteuern eines wackern Veteranen ergötzen.

Stuttgart, den 13. Mai 1841.

Gustav Diezel.

I.

Der Jüngling.

Wenn die Lust zum Desertiren nicht jener Zeit, in die meine Jugend fällt, so ganz eigenthümlich gewesen wäre, so könnte ich sagen, sie sei mir von meinem Vater anerzeugt worden. Dieser, im Jahr 1722 in dem würtembergischen Dorfe Sparwiesen, Oberamts Göppingen, geboren, und von Hause aus ein Schäfer, diente unter dem damaligen Herzog Carl von Würtemberg 8—10 Jahre bei dem Regiment Augé, bis ihn Herzog Carl mit 600 Mann verkaufen wollte. Er entfernte sich von seinem Regimente, ging nach Hartenhofen, wo er mit einem Mädchen versprochen war, holte dieses ab und desertirte nach Genua, wo er sich mit seiner Braut trauen ließ. Es war jedoch in Genua seines Bleibens nicht lange, und ehe ein Jahr vergangen war, hatte er schon mit zwei Landsleuten, die ebenfalls aus dem Geburtsorte meines Vaters und beide, wie mein Vater, verheirathet waren, eine neue Desertion nach Piemont verabredet. Trotz dem, daß meine Mutter hochschwanger war, schickte man eines Abends die Weiber gegen Piemont voraus, und des Nachts folgten die Männer über den Wall nach. Unterwegs, noch in derselben Nacht, wurde meine Mutter von einem Knaben ent-

bunden, wobei ihr die Weiber der zwei übrigen Deserteure Beistand leisteten. Da sie noch zwei Stunden von dem Grenzort Tortona entfernt waren, mußte meine Mutter unmittelbar nach ihrer Niederkunft ihre Reise zu Fuße fortsetzen. In Tortona wurden sodann alle drei zu einem Schweizerregiment Kalbermatt angeworben, das hier in Tortona lag und noch zwei Jahre nach der Anwerbung meines Vaters hier liegen blieb, wie es überhaupt je alle zwei Jahre seinen Garnisonsort wechselte. Als das Regiment nach zwei Jahren von Tortona nach Alessandria versetzt wurde, ging meine Mutter mit mir schwanger, nnd ich wurde somit in der letzteren Stadt am 27. Febr. 1763 geboren. Das erste Kind meiner Eltern war damals schon gestorben.

Mein Vater war einfacher Soldat, aber meine Mutter besorgte die Wäsche für die ganze Compagnie und so war die äußere Lage meiner Eltern sehr befriedigend. Ich selbst hatte als Soldatenkind von meiner Geburt an Löhnung und Brod. Unser Regiment kam nun von Alessandria nach Suza, von Suza nach Turin, je nach ungefähr zweijährigem Aufenthalte in jedem Garnisonsort. Von Turin aus machte ich als Junge von 6—7 Jahren meinen ersten Ausflug in die Welt. Mein Vater hatte nämlich einen Convoi nach Triest zu transportiren, und da wir Wagen hatten, nahm er mich mit sich. Obgleich ich mich, wie natürlich, der Städte nicht mehr genau erinnern kann, durch welche uns unsere Reise, die im Ganzen ungefähr 14 Tage gedauert haben mag, führte, so kann ich mir doch noch recht deutlich vorstellen, wie mich mein Vater in Triest an den schönen Hafen hinabführte, wo ich die ersten Schiffe sah.

Von Turin kamen wir, zwei Jahre später, nach Nizza, von wo aus wir in dem Hafen Villa franca nach der Insel Sardinien einschifften. In Alger landeten wir, blieben eine Zeit lang liegen und kamen dann nach Cagliari, wo der Vicekönig residirte. Als Soldatenkind mußte ich natürlich wieder Soldat

werden, und von frühster Jugend auf trieb ich auch schon mit den übrigen Soldatenkindern militärische Spiele. In Cagliari wurde ich nun zum Pfeifer bestimmt; meine Natur konnte dieß jedoch nicht aushalten, es bildete sich an meinem Unterleib eine Geschwulst, so daß ich die Pfeife mit der Trommel vertauschen mußte, ich wurde Tambour. Ein Italiener, Namens Antonio, gab mir Unterricht auf der Trommel; täglich mußte ich zwei Stunden lang schlagen. Mein Lehrmeister war ein ältlicher Mann mit einem langen, bis auf den Boden herabreichenden Zopf, der mit einem Bande durchflochten war. Machte ich einen Fehler, so holte er nur diesen Zopf hinter dem Rücken hervor und gab mir damit die verdiente oder unverdiente Züchtigung. So lernte ich hier Alles, was man damals als Tambour zu lernen hatte, Wirbel, Regimentsstreich und dergleichen, wie denn das Trommeln damals auf einer niederen Stufe stand; Märsche und dergleichen, kurz das wahre Trommeln lernte ich erst unter der Republik und dem Kaiserreich. Schon im letzten Jahre, das wir in Cagliari zubrachten, konnte ich Dienst thun. — Wir segelten nach zwei Jahren wieder nach Nizza zurück; unterwegs starb unser Oberst, dessen Leichnam wir nach Villa franca mitnahmen, wo er bestattet wurde. Uebrigens blieben wir dießmal nicht lange in Nizza, sondern kamen bald nach Suza. Meine Löhnung betrug nun schon 9 Sous täglich, sammt 1½ Pfd. Brod, obgleich ich noch nicht zur Fahne geschworen hatte. Von Natur lustig, aufgeweckt und unruhig, fühlte ich, als wir von Suza nach Turin gekommen waren, und ich nach und nach 15—16 Jahre alt geworden war, einen um so stärkeren Drang, die Welt zu sehen, als ich von Jugend auf mit drei Sprachen, der italienischen, deutschen und französischen, vertraut war, und darin schon eine gewisse Bürgschaft dafür hatte, daß ich mir durch die Welt werde helfen können.

Da gewann ich, um diese Zeit, in der königlichen

Lotterie, in welche ich ohne das Wissen meiner Eltern gesetzt hatte, die Summe von 54 Franken. Bei dem Anblick dieses Geldes kehrten nun meine Träume von fernen Reisen und fremden Ländern mit verdoppelter Gewalt zurück; und bald war ich entschlossen, Piemont zu verlassen und vorläufig in mein eigentliches und ursprüngliches Vaterland, nach Würtemberg, zurückzukehren. Obgleich ich, wie ich denn auch mit meinen sonstigen Verhältnissen keineswegs unzufrieden seyn konnte, mit meinen Eltern, deren Familie sich inzwischen mit 2 Töchtern vermehrt hatte, stets auf dem besten Fuße stand, ließ ich ihnen dennoch bei meinem Abgang durchaus keine Nachricht von mir zurück. Alles Militärische, Borden und dergleichen, trennte ich von meinen Kleidern ab, kaufte mir ein Wamm's dazu, und so ging ich eines Morgens um 10 Uhr im April 1779 wohlgemuth zum Thore von Turin hinaus.

Nach einem Marsch von 7 Stunden kam ich des Abends in Jvrea an, wo ich übernachtete. In meiner Verkleidung konnte ich durch die hier liegende Garnison nicht wohl erkannt werden. Des andern Morgens reiste ich ab und kam an einen Paß, (Fort Monparé), wurde jedoch nicht angehalten und langte ohne Hinderniß des Abends in dem Städtchen Aosta an, von wo ich bis zur Grenze, nämlich bis zum Bernhard, noch einen Weg von 7 Stunden zurückzulegen hatte. Des andern Tags, auf dem Wege dahin, traf ich mit einem französischen Deserteur in weißen Hosen und rothem Rock zusammen, der aus Briancon bei Grenoble kam und in seine Vaterstadt Bern zurückkehrte. Wir gingen zusammen bis nach Lausanne. Auf dem Bernhard blieben wir die Nacht im Kloster, erhielten reichlich zu essen, für unsern Durst jedoch nur des andern Morgens ein Glas Branntwein. Vom Bernhard aus kamen wir sodann über Ursieri und Vevay nach Lausanne, wo ich mich von meinem Begleiter trennte, und die Nacht zubrachte. Mein Reiseplan führte mich des andern Tags auf

die Straße nach Freiburg, wo ich von einem Regen überfallen wurde. Ungefähr eine Stunde von Lausanne entfernt holte ich einen schön gekleideten jungen Herrn ein, in grünem Rocke, weßhalb ich ihn zuerst für einen Jäger hielt. Er gesellte sich zu mir, fragte mich aus, woher ich komme, und als ich ihm unbefangen erzählt hatte, daß ich von Turin desertirt sei, erkundigte er sich nach meinen Eltern, nach meinen häuslichen Verhältnissen, und sprach mir sehr ans Herz, wie es mir möglich geworden sei, meinen Eltern solches Herzeleid anzuthun. Bald bot er mir jedoch an, mit ihm nach Holland zu gehen, wo er mir für eine gute Stelle sorgen wolle. Wenn mir seine strafende Rede zu Herzen gegangen war, so machte mich sein letzteres Anerbieten in hohem Grade mißtrauisch. Ich hatte von Seelenverkäufern gehört, die Einen in Holland einschiffen und in fernen Landen als Sklaven verkaufen; schon sah ich mich im Geiste in dieser bejammernswerthen Lage und mit Mißtrauen und Angst ging ich mit meinem Begleiter weiter. Der stärker fallende Regen nöthigte uns endlich, in einem einzeln stehenden Wirthshaus an der Straße Schutz zu suchen; der Fremde nahm mich in ein kleines Zimmer, setzte mir Wein, Brod und Käse vor, und entfernte sich abwechslungsweise in das größere Zimmer, das mit vielen Gästen von verschiedenen Ständen angefüllt war.

Ich aber konnte vor schwerem Herzen auf der einen, und vor Argwohn und Furcht auf der andern Seite nichts genießen. Ich dachte an meine Eltern, an ihren Jammer, als sie mich vermißt hatten, dann an die Gefahren, denen ich mich ausgesetzt glaubte, wenn ich mich meinem Begleiter anschließen würde, und plötzlich faßte ich den seltsamen Entschluß, wieder nach Turin zurückzukehren, den ich auch sogleich ausführte. Während mein Begleiter in dem größeren Wirthszimmer sich mit den übrigen Gästen unterhielt, machte ich mich durch eine Hinterthüre in die Hausflur, und eilte auf die Straße, sprang trotz Regen

und Wind, wie von einem Gespenst verfolgt, nach Lausanne zurück, durch die Stadt hindurch, und kam noch nach Vevay, wo ich die Nacht blieb. Am folgenden Tage kehrte ich nach dem Bernhard zurück. Hier, wo wir uns im Herweg als Deserteure angegeben hatten, für welche hier besser gesorgt wurde, als für Bettler oder Vagabunden, fragte man mich natürlich, was ich denn schon wieder hier mache. Ich gebrauchte die Ausrede, ich sei noch nie Deserteur gewesen, jener Franzose, mein Begleiter, habe mich nur dazu verleitet, für einen Deserteur gelten zu wollen. Darauf erhielt ich wieder freie Bewirthung, kam aber in das Zimmer, welches für Bettler bestimmt ist. Des andern Morgens machte ich mich frühzeitig auf, ging denselben Weg, wie herwärts, zurück, und kam nach einem 13stündigen Marsch nach Ivrea, wo ich die Nacht in demselben Wirthshause, wie in der Herreise, zubrachte. Des folgenden Tags, Abends 7 Uhr, kam ich an der Porta nuova in Turin an.

Hier fand ich mehrere hundert Personen versammelt, die dem damals sehr beliebten Ballon-Spiele der vornehmen Welt zuschauten. Dieses Spiel bestand darin, daß man eine lederne, vom Wind aufgeblasene Kugel mit einem gezackten, hölzernen Stabe in die Luft hinaus- und wenn sie sanken wieder hinausschlug. Aus Furcht, es möchte mich, wenn ich allein in die Stadt hineinginge, doch Jemand erkennen und mich, ehe ich in Sicherheit gekommen wäre, festnehmen, und ich möchte alsdann irgend eine, wenn auch nur eine Prügel-Strafe erhalten, entschloß ich mich, hier stehen zu bleiben, bis diese Menschenmenge ebenfalls in die Stadt zurückkehrte, und dann mit dieser unbemerkt hineinzuschlüpfen. Es gelang mir auch wirklich, durch die Stadt hindurch an meine Kaserne zu kommen, die an der Porta Suzina stand. Ich hütete mich jedoch wohl, hinein zu gehen, vielmehr flüchtete ich mich auf die Treppe einer neben der Kaserne stehenden Kirche, wo ich vor jeder etwaigen Ahndung vollständig gesichert war. Kaum war

ich einige Minuten hier gestanden, so kam der Zapfenstreich von der Kaserne aus an der Kirche vorbei. Ich begab mich einen Augenblick von meinem Asyl herab, um einen mir wohlbekannten Tambour, der vorbeizog, zu bitten, er möchte meiner Mutter meine Wiederankunft melden, und ihr sagen, daß ich sie hier erwarte. Allein ehe der Zapfenstreich in die Kaserne zurückgekehrt war, kam der Adjutant meines Regiments vorbei, bemerkte und erkannte mich und fragte, was ich hier mache. Ich antwortete ihm, da ich schon seit beinahe 14 Tagen fehle, habe ich mich aus Furcht vor einer Strafe in dieses Asyl geflüchtet. Alsbald versicherte mich nun der Regimentsadjutant auf's freundlichste, es werde mir nichts geschehen, ich sollte nur mit ihm gehen. Als wir in die Kaserne kamen, übergab er mich dem Wachkommandanten und ließ mich in Sicherheitsarrest setzen.

Inzwischen hatte meine Mutter durch jenen Tambour erfahren, daß ich auf der Treppe der Kirche ihrer harre, und wollte mich nun eilends dort aufsuchen. Da sie unter den Fenstern der Wachstube vorüber mußte, rief ich ihr und warf ihr zugleich, in mein Sacktuch gehüllt, meinen letzten französischen Laubthaler, der mir vielleicht hätte abgenommen werden können, durch das Fenster zu. Laut weinend ließ sich meine Mutter mein Arrestzimmer öffnen, stürzte mir in die Arme und rief: „Was hast du mir für ein Herzeleid angethan! Tag und Nacht mußte ich um deinetwillen weinen.“ Ich suchte sie durch die lakonische Antwort zu trösten: „Jetzt ist es schon geschehen, Mutter.“ Froh, daß ich nur wieder da war, trocknete sie nun auch bald ihre Thränen, und fragte mich, ob ich schon etwas gegessen hätte. Ich hatte in der That seit Mittags 12 Uhr nichts mehr gegessen, und so schmeckte mir denn die Suppe, die sie mir kochte und in meinen Arrest brachte, ganz vortrefflich. Auch mein Vater kam und schalt mich tüchtig aus, was ich mir denn gefallen lassen mußte. Hierauf verließen mich meine Eltern und ich brachte die Nacht

im Arrest zu. Des andern Morgens jedoch ließ mich der Regimentsadjutant alsbald zu sich holen und fragte mich, wo ich habe hingehen wollen? Ich antwortete der Wahrheit gemäß: „In mein Vaterland!" Er fragte mich auch, wie weit ich gekommen sei, und ich erzählte ihm meine Reise von Turin bis Lausanne. Er ließ hierauf meinen Vater holen, und frug ihn, ob er bis zu meiner Wiedereinkleidung für mich gut sprechen wolle. Es war nämlich inzwischen ein anderer Tambour an meine Stelle gekommen, und ich konnte meinen Dienst erst am 1. Mai wieder antreten. Mit Vergnügen sprach mein Vater für mich gut und mußte sich verpflichten, im Fall meines Entweichens vor meiner Wiedereinkleidung 50 Franken Strafe zu erlegen.

Nun wurde ich aus meinem Arrest entlassen und ging mit meinem Vater nach Hause, der mir dringend an's Herz legte, ihm keinen solchen Streich mehr zu spielen. „Es geschieht gewiß nie mehr wieder, Vater!" versicherte ich, und doch, wie lange stand es an, so hatte ich meine Versicherung vergessen!

Da ich 14 Tage lang, nämlich bis zu meinem Wiedereintritt in meinen Dienst, ohne Löhnung war, so mußte ich während dieser Zeit von meinen Eltern verköstigt werden. An das Regiment nicht gebunden, schweifte ich unterdessen in der Stadt und Umgegend herum, bis ich am 1. Mai wieder eingetheilt, von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet wurde, aber zugleich auch zur Fahne schwören mußte, womit dann die Verantwortlichkeit meines Vaters aufhörte. —

Wahrscheinlich hätte ich nun die dringenden Bitten meines Vaters und namentlich meiner Mutter, ihnen in Zukunft solches Herzeleid zu ersparen, nicht in den Wind geschlagen, wenigstens nicht so bald außer Acht gelassen, wenn ich nicht von meinen Kameraden, meiner freiwilligen Rückkehr zum Regiment halber, auf die schmachvollste Weise verhöhnt und gehänselt worden wäre. Tag für Tag mußte ich es anhören, wie man mich verspottete, daß ich keine Courage gehabt

habe, ich sei doch schon so weit voraus gewesen, und freiwillig wieder umzukehren, das sei eine unerhörte Feigheit. Nicht selten wußte ich mir gegen solchen Spott nicht anders zu helfen, als daß ich den Einen oder Andern, wenn es anging, tüchtig durchprügelte; aber im Ganzen wurde mir dadurch mein Aufenthalt in Turin völlig entleidet, und gleich in den ersten Tagen nach meiner Einkleidung war mein Entschluß gefaßt, die erste Gelegenheit zu benützen, und auf demselben Wege vcm Regiment mich zu entfernen.

Diese Gelegenheit ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Kaum acht Tage, nachdem ich wieder eingekleidet worden und zur Fahne geschworen hatte, kam ich auf die Wache an das Pothor, wo ich mit zwei lustigen Burschen zusammentraf. Wenn ich meiner freiwilligen Heimkehr halber von Vielen auch verhöhnt wurde, so hatte mir, als einem jungen Menschen, meine Desertion bei Andern wieder eine gewisse Renomée gemacht. Jene zwei Soldaten fragten mich aus: was ich für einen Weg gemacht, in welche Orte ich gekommen sei u. dgl. Ich erzählte ihnen meine Reise von Ivrea bis Lausanne. Da der Bernhard die Gränze von Piemont bildet, so fragten sie mich natürlich, ob es leicht sei, diesen zu erreichen. Ich sagte ihnen nun, Turin zu umgehen, sei nicht schwer, jenen Paß (Montparé) übrigens zu passiren, sehr gefährlich. Dagegen fragte ich sie nun um den Zweck aller dieser Fragen, worauf sie mir gestanden, daß sie eine Desertion beschlossen hätten. Sogleich bot ich mich ihnen zum Gesellschafter an, was ihnen nur sehr angenehm seyn konnte. Wir gingen in das Wirthshaus auf der Wache, das ein alter Invalide führte, und verabredeten bei einem Glase Wein, daß, sobald wir wieder hier auf der Wache zusammen kommen würden, wir mit einander fort wollten. Acht Tage darauf kamen wir wieder alle drei an dasselbe Thor und bestimmten nun sogleich die kommende Nacht für unsern Aufbruch.

Es war damals hier an jedem Thore ein Kanonier, der, sobald ein Soldat von der Wache deser-

tirte, eine Kanone zu lösen hatte, durch welche alsdann die in der nächsten Umgebung der Stadt mit gesattelten Pferden postirten Dragoner aufmerksam gemacht, umherstreiften, und auf den Entwichenen fahndeten. Ich rieth daher meinen Kameraden, den Kanonier an unserm Thore mit in's Wirthshaus zu nehmen und ihm tüchtig einzuschenken, damit die Kanone nicht sogleich nach unserer Entfernung gelöst würde. So geschah es. Wir tranken mit ihm in der Cantina einige Pokale Wein, und als ich, eine halbe Stunde vor dem Thorschluß, den Zapfenstreich schlagen mußte, um die Leute vor den Thoren darauf aufmerksam zu machen, daß es jetzt Zeit sey, in die Stadt zurückzukehren, sagte ich dem Kanonier, er solle nur ein wenig warten, ich komme sogleich nach dem Zapfenstreich wieder zu ihm zurück. Die zwei Andern gingen mit mir fort auf die Wache. Als ich meinen Zapfenstreich geschlagen hatte und auf die Wache zurückkehrte, fand ich meine Reisegefährten schon marschfertig. Ich stellte schnell meine Trommel ab, und nun ging es auf den Wall, über eine kleine Mauer in die königlichen Gärten auf dem Walle, und hier an einen Ort, wo man den Dünger in den Graben hinabzuwerfen gewohnt war. Hier sprangen wir von einer Höhe von etwa 24 Fuß hinab; die zwei ersten kamen wohlbehalten hinunter, ich aber stieß mein linkes Auge so heftig auf meinem Knie auf, daß es hoch anschwoll. Allein es war keine Zeit zu verlieren, ich mußte mich begnügen, daß meine Begleiter an einem kleinen Bache mein Auge auswuschen, und mit einem Sacktuche verbanden. In unsern Soldatenkleidern, den Säbel umgeschnallt, gingen wir nun in den Gärten, welche Turin umgeben, fort, bis wir die Landstraße glücklich erreichten. Allein auf dieser konnten wir unsere Reise nicht fortsetzen, denn sie führte an eine Schiffbrücke, auf der Sbirren zur Wache aufgestellt waren. Wir mußten daher durch den Fluß, die Dora, hindurch, an's andere Ufer zu gelangen suchen. Meine Kameraden nahmen mich, als den Schwächern,

in ihre Mitte, damit das Wasser mich nicht mit sich fortreißen könnte, und so gelangten wir ganz durchnäßt, aber sonst wohlbehalten, an's Ufer. Kaum hatten wir es erreicht, so hörten wir den Schall der Kanone. Unser Abgang mußte auf der Stelle bemerkt werden, denn Punkt 8 Uhr hätte ich mit der Trommel die ganze Wache in's Gewehr rufen sollen, folglich mußte man uns alsbald vermissen. Allein der Kanonier mußte das Pulver zum Aufschütten und die Lunte stets bei sich führen, und ohne Zweifel hatte man diesen so lange nicht gefunden. Ich habe nie gehört, welche Strafe er erhalten hat.

Jetzt konnten uns inzwischen die Dragoner nichts mehr anhaben; diese durchstreifen nur die nächste Umgebung der Stadt und überschreiten den Fluß nicht, der ja von Sbirren schon genugsam bewacht zu seyn scheint. Wir zogen uns nun rechts auf die Landstraße hinab, liefen die ganze Nacht hindurch auf derselben fort, und kamen durch zwei Dörfer, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen. Ungefähr 7 Stunden waren wir gegangen, als der Tag herannahte, und wir in der weiten Ebene nicht wußten, wohin wir uns verstecken sollten. Ein großer Hanfacker half uns endlich aus unsrer Verlegenheit; wir legten uns in diesen hinein und blieben den ganzen Tag liegen. Um 10 Uhr Morgens kam ein Gewitter mit heftigem Regen, der uns ganz durchnäßte; als die Sonne wieder hervorbrach, zogen wir unsre Kleider aus und trockneten sie an der Sonne. Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg; bald sahen wir eine Anhöhe vor uns, und als wir diese erreicht hatten, erblickten wir vor uns einen zwei Stunden langen Wald. Wie sehr bereuten wir nun, in dem Hanfacker geblieben zu seyn, während wir uns hier im Walde vor dem Regen so trefflich hätten schützen können! Wir kamen bald auf die Landstraße, die durch den Wald führte, und liefen auf derselben fort, bis wir in einen Flecken kamen, in welchem es 10 Uhr schlug, und der mir von meiner ersten Reise her be-

kannt war. Links von demselben kamen wir wieder an einen Fluß, an dessen Schiffbrücke Sbirren Wache hielten; wir sahen das Licht im Wachzimmer brennen. Dennoch wagten wir uns so nahe an das Wachzimmer heran, daß wir die Wache darin sprechen hörten, und als wir sahen, daß der Schlagbaum aufgezogen war, sprangen wir schnell über die Brücke hinüber. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, kamen die Sbirren heraus und riefen uns nach: Qui è questo? qui è questo? (Wer ist hier?) Wir aber setzten, ohne eine Antwort zu geben, unsern Weg fort, liefen die ganze Nacht hindurch, und kamen gegen Tag in die Nähe von Ivrea. Wir zogen uns nun von der Landstraße wieder ab und brachten den Tag in Weinbergen und hinter Hecken versteckt zu, und als es wieder Abend wurde, umgingen wir Ivrea auf der linken Seite und schritten dem Gebirge zu. Gleich auf dem ersten Ausläufer der Alpen, den wir erreichten, begegnete uns ein Bauer, der auf einem Meyerhofe wohnte. Er hatte auch einen Sohn bei einem andern piemontesischen Regimente, und kam uns entgegen, in der Meinung, dieser komme mit ein paar Kameraden in Urlaub. Bald bemerkte er jedoch den Unterschied unsrer Uniformen, grüßte uns aber freundlich und wünschte uns einen guten Abend. Nachdem er uns erzählt, daß er seinen Sohn auf Urlaub bei sich erwarte, lud er uns ein, mit ihm zu gehen. In seinem Hause angekommen, fragte er uns, ob wir Appetit hätten; dieß konnten wir nicht in Abrede ziehen, denn seit zwei Tagen hatten wir nichts mehr gegessen. Alsbald mußte uns seine Frau ein Polenta (Welschkornbrei) machen und eine Flasche Cyder wurde uns vorgesetzt. Hier ruhten wir nun aus bis zum andern Morgen, und der gastfreundliche Bauer antwortete uns vor unsrer Abreise auf die Frage nach unsrer Zeche mit einem herzlichen: Niente! Da wir ihm Tags zuvor schon gesagt hatten, wir gehen nach Aosta in Urlaub, so fragten wir ihn nun auch nach dem nächsten Wege in diese Stadt, den er uns genau angab. Nachdem wir noch eine Milchsuppe zum

Frühstück erhalten hatten, gab uns der gutmüthige Bauer sein Geleit, bis er eine Strecke von seinem Hause entfernt von uns Abschied nahm. Da wir in diesen Bergen von Sbirren nichts zu befürchten hatten, gingen wir ohne Bedenken den ganzen Tag fort. Des Abends wußten wir uns im Gebirge nicht mehr zurecht zu finden; mir war die Gegend eben so unbekannt, wie den andern, da ich bei meiner ersten Reise auf der Landstraße geblieben war. Nach manchem Hin- und Herirren gewahrten wir links unten ein Licht; wir gingen darauf los und kamen wieder an einen Meyerhof. Durch das Fenster blickend, sahen wir im Wohnzimmer den Besitzer, einen jungen Burschen von etwa 13 Jahren und einige Frauenzimmer. Wir klopften, und als der Herr des Hauses zu uns heraus kam, sagten wir ihm, wir kommen von Ivrea und wollen nach Aosta. Mancata la strada! rief er: (Ihr habt den Weg verfehlt.) Wir baten um eine Milchsuppe, die uns sogleich bereitet wurde, dann sprachen wir noch etwa eine Stunde mit den Leuten, und der Bauer bot uns an, über seinem Stall auf dem Heu zu übernachten, was wir mit großem Vergnügen annahmen. Des andern Morgens stellte man uns wieder eine Milchsuppe vor, und der gutmüthige Mann nahm nicht nur keine Bezahlung dafür an, sondern wies uns auch bereitwillig auf den rechten Weg, von dem wir weit abgekommen waren. Wir hatten beinahe den ganzen Tag zu laufen, bis wir die Landstraße erreichten; endlich Abends, mit Sonnenuntergang, kamen wir, mit vielen Leuten, die vom Spaziergang zurückkehrten, vor der Stadt an. Wir gingen indeß nicht hinein, sondern zogen uns links durch die Gärten dem Gebirge zu. Droben angekommen legten wir uns nieder, bis etwa 12 oder 1 Uhr Nachts. Dann machten wir uns auf, und kamen etwa um 11 Uhr des andern Tags in einem Meyerhof an, der unbewohnt war, und in dem wir uns im Stroh niederlegten und warteten, bis es dem Abend zuging. Ich wußte mich jetzt wieder trefflich in die Gegend zu

finden und sah, daß das Grenzort in der Nähe war, in welchem die Bauern den Deserteuren förmlich auflauren müssen, und für jeden, den sie einliefern, 30 Franken erhalten. Deßhalb rieth ich meinen Gefährten, zu warten, bis es dunkler geworden wäre; aber sie meinten, weil wir bisher von Niemand verfolgt worden seyen, werden wir auch jetzt auf kein Hinderniß stoßen. Ich ließ mich bewegen, und ging mit; wir kamen über einen Bach, ließen den Ort rechts, und stiegen auf dem Weg zum Bernhard einen Berg hinauf. Kaum aber hatten wir den Berg erreicht, als wir uns von vier bewaffneten Bauern verfolgt sahen, die mit starker Stimme: Halt! halt! Deserteure! riefen. Nun hatten wir die Bescheerung! Wir eilten auf einen Wald zu, der vor uns lag, während unsre Verfolger mit jeder Minute neuen Zuwachs erhielten. Als wir im Walde angekommen waren, liefen wir ungefähr eine halbe Viertelstunde in demselben fort; die Bauern aber, die den Weg besser kannten, schnitten uns ab, und als wir auf eine Anhöhe kamen, standen schon einige drunten, und luden ihre Gewehre. Wir erblickten sie zuerst, und kehrten augenblicklich um; in diesem Augenblick mußte man uns aber gewahrt haben, denn wir hörten den Ruf: son quà, son quà! und auf diesen Ruf zerstreuten wir uns in den Wald, kamen auseinander, und ich weiß bis auf diese Stunde nicht, was aus meinen Reisegefährten geworden ist. Als ich rechts den Wald hinab in eine Klinge gestiegen war, und auf der andern Seite den Berg hinaufging, hörte ich mehrere Schüsse fallen, die nur meinen Begleitern gelten konnten; und da dieselben, wie ich später von meinem Vater hörte, nicht eingebracht wurden, ich auch an der Grenze sie vergebens erwartete, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sie durch jene Schüsse ihren Tod fanden.

Die Schüsse trieben mich noch mehr zur Eile an; ich stieg den Berg vollends hinan, und traf auf einen Schäfer, der auf der andern Seite des Berges mit seinen Schafen nach Hause zog. Da dieser es mit angesehen, wie man mich verjagt hatte, so konnte ich keinen

Anstand mehr nehmen', ihn zu fragen, wie weit ich noch bis zur Grenze zu gehen habe. Er antwortete mir: Eine halbe Stunde. Als ich ihn bat, mir den Weg zu zeigen, versicherte er mir, ich könne jetzt nicht fortkommen, der Weg sei zu schlecht und viele Wölfe in der Gegend. Ich entschloß mich daher, mit ihm in die Meyerei zu gehen, in welcher er als Schäfer und Käser angestellt war, eine Stelle, zu der man in jenen Gegenden stets Schweizer wählt. Auch dieser, der mir, wie ich sogleich erzählen werde, das Leben rettete, war ein Schweizer aus Wallis. Als wir in dem Hofe ankamen, fragte der Herr den Schäfer, wer ich sei, und dieser entdeckte ihm Alles. Hierauf sagte mir der Eigenthümer, ich solle nur in den Stall gehen, um von Niemand gesehen zu werden. Kaum war ich im Stalle angekommen, so entspann sich ein lebhafter Streit zwischen dem Hofherrn und seinem Schäfer. Der erstere wollte mich festnehmen und ausliefern, und dieser bestand darauf, mir über die Grenze zu helfen. Bei dem Verhältniß, das zwischen Herrn und Diener überall obwaltet, war es natürlich, daß, als ich den Streit mit anhörte, ich mich schon auf Alles faßte und an meiner Rettung verzweifelte. Aber der brave Schweizer widersprach seinem Herrn entschieden, und drohte ihm endlich, wenn er darauf bestehe, mich auszuliefern, so werde er bewirken, daß nie mehr ein Schweizer als Schäfer und Käser zu ihm gehe. Es scheint, hierauf habe der Herr nachgegeben; wenigstens kam gleich darauf der Schäfer herein und sagte mir, ich solle Muth fassen, ich werde nicht festgenommen, er habe schon Alles mit seinem Herrn abgemacht. Man wollte mir hierauf Ziegenkäs und dergl. zu essen geben, aber so lange ich auch schon gefastet hatte, die vorangegangene Scene hatte mir allen Appetit benommen, und ich konnte keinen Bissen essen.

Da die Bauern vom Grenzorte leicht in der Umgegend streifen konnten, so wagte man nicht, mich auf dem Hofe zu behalten; man entließ mich daher, und der Schäfer begleitete mich ein Stück Wegs, zeigte mir, wohin ich mich wenden müsse, und wiederholte mir, daß

ich in einer halben Stunde auf dem Berge ankommen werde und dort frei sei. Ich nahm nun Abschied und dankte dem Schweizer herzlich; er sah mir noch lange nach; ich aber kam bald in eine verfallene Hütte, und da ich durch die vorangegangene Anstrengung und Angst erschöpft war, ging ich hinein, schlüpfte in den daselbst befindlichen Backofen, schob einen Stein vor mich her und beschloß, hier bis zum Abend des folgenden Tages zuzubringen. Ich hielt es aus bis um 12 Uhr Mittags, nun aber war meine Lage unausstehlich, und ich wagte mich heraus. Kaum war ich eine Viertelstunde durch das Thal gegangen, als ich meinen Schäfer links oben hüten sah; er pfiff mir, und zeigte auf den Berg, den ich hätte übersteigen sollen, und auf dem eben 6—8 Wölfe umhersprangen. Auf seinen Wink stieg ich hinauf zu ihm und er wunderte sich, mich noch hier zu sehen. Sein Brod mit Käse und ein Trunk Most schmeckten mir jetzt vortrefflich, noch erwünschter aber war mir die Nachricht, daß er heute noch nichts verdächtiges gesehen, und daß ich jetzt durchaus nichts mehr zu gefährden habe. Er zeigte mir die Anhöhe, hätte ich diese erreicht, so werde ich einen Hof sehen, der schon zu Wallis gehöre, und ehe eine Viertelstunde vergehe, könne ich dahin kommen. Aus diesem Hofe war einer meiner Schlafkameraden, und ich beschloß, hier einzukehren und von meiner anstrengenden Reise auszuruhen. Da ich die Straße, welche über den Bernhard führte, links gelassen hatte, so konnte ich nur mit vieler Anstrengung, oft auf allen Vieren, oft auf dem Rücken, über die Felsen und Klippen gelangen, die ich noch zu übersteigen hatte, ehe ich auf die Anhöhe kam. Endlich aber hatte ich sie erreicht, war frei und ein Centnerstein fiel mir vom Herzen!

Wirklich sah ich auch unten den Hof liegen, an welchem die Straße wieder vorüberzieht, und den ich daher auch bei meiner ersten Desertion passirt hatte. Nach mehreren Anstrengungen gelangte ich in ein Wiesenthal, und schritt nun frohen Muthes auf angenehmem Fußpfade dem Hofe zu. Vor diesem stand ein Mäd-

chen von etwa 12 Jahren; als dieses mich in der Ferne erblickte, hielt es mich für seinen Bruder und rief freudig: **Maman, maman, venez donc, voilà frère Louis!** Die Mutter kam sogleich herbei, sah indeß bald, daß ich nicht ihr Sohn sein könne, denn dieser war an 30 Jahre alt und trug einen Bart, während ich noch blutjung aussah. Dagegen wurde ich sogleich in die Stube eingeladen und mir Most vorgesetzt, der meinen brennenden Durst trefflich löschte. Des Abends kamen Vater und Sohn von der Alpe zurück, es wurde zu Nacht gespeist, und ich mußte von Bruder Louis erzählen. Den Vater fragte ich, ob er nichts von meinen Begleitern gesehen habe, die auf dem Wege über den Bernhard hier vorüber hätten kommen müssen, aber er konnte mir nichts von ihnen sagen. Daß ich in dieser Nacht auf meinem guten Lager, im Gefühle meiner Sicherheit, und unter so trefflichen Menschen wieder einmal recht gut schlief, wird man mir wohl glauben. Ich schlief noch fest, als man mich am folgenden Morgen zum Frühstück weckte. Während des Frühstücks bot man mir an, ich solle einige Tage hier bleiben und ausruhen; nach den erstandenen Strapazen, nahm ich dieses Anerbieten vorläufig gerne an. Mein Hemd mit Manchetten und Jabots war während der Reise sehr schmutzig geworden, ich bat daher die Frau, es mir zu waschen und mir einstweilen ein anderes zu geben. Ich erhielt ein ganz neues von ihrem Sohne und das meinige wurde in die Küche getragen. Den Tag brachten wir mit mancherlei Gesprächen zu, namentlich über jenen Sohn. Des andern Morgens fühlte ich mich wieder so gestärkt, daß ich meine Reise fortzusetzen beschloß. Ich fragte nach meinem Hemd, allein es hieß, ich sollte nur das Hemd des Sohnes dafür behalten — ein Tausch, mit dem ich zufrieden seyn konnte. Nach dem Frühstück gab man mir noch Käse und Brod auf den Weg mit, ich nahm unter herzlichem Danke Abschied und ging nach Ursiere. Auf dem Wege dahin begegnete ich zwei Bauern, die von Aosta über den Bernhard kamen. Auch diese fragte

ich nach meinen Kameraden, allein sie hatten weder in Italien noch auf dem Bernhard etwas von ihnen gesehen oder erfahren.

In Ursiere mochte ich mich nicht verweilen, weil mein Hauptmann, Planta, ein Sohn des dortigen Bärenwirths war; ich ging schnell durch das Ort hindurch, und lief an demselben Tage noch bis Vevay. Da ich kein Geld mehr hatte, so mußte ich mich an das Armenhaus wenden, wo ich einen kleinen Schwank erlebte. Der Aufseher dieses Armenhauses, selbst ein armer Tropf mit Weib und Kind, machte mir nämlich, als er mich zum Schultheiß führte und sah, daß ich allein war, den schlauen Vorschlag, ich solle sagen, es seien noch drei bei mir. Ich machte mir, da die Lüge für mich selbst nur ersprießlich werden konnte, auch gar kein Gewissen daraus, auf diesen Vorschlag einzugehen, und sagte somit dem Schultheiß, die drei übrigen, welche bei mir seien, haben Blasen an den Füßen und können kaum mehr gehen. Der Schultheiß stellte demgemäß ohne Widerrede seinen Zettel aus, nach welchem jener Armenhausverwalter für vier Mann Brod, Fleisch und Wein holen konnte. Der Wein wurde von uns beiden gemeinsam getrunken, noch ehe die Frau mit dem Kochen fertig war. Nachdem wir gegessen, legte ich mich auf das Heu, das man mir zum Lager angewiesen hatte. Des andern Morgens verzehrte ich zum Frühstück noch übrig gebliebene Suppe und Fleisch, und ging dann, Lausanne zur Linken lassend, auf jenes einzelstehende Haus an der Straße zu, in das mich, wie ich vorhin erzählte, der grüne Herr geführt und von dem aus ich meine freiwillige Rückreise nach Turin angetreten hatte. Dießmal war an eine Aenderung des Entschlusses nicht mehr zu denken, auch wäre es jetzt zu spät und nutzlos gewesen. Ich trat in das Haus und erzählte, daß ich derselbe junge Mensch sei, der vor etwa vier Wochen von hier aus wieder zurückgegangen sei. Der Wirth ließ mir nun sogleich Wein, Brod und Käse geben, und ich hörte, als ich mich nach jenem Herrn erkun-

digte, daß es ein reicher Oekonom in der Umgegend gewesen sei, der mich habe auf seine Güter mit sich nehmen und zu seinem Bedienten heranziehen wollen. Von hier aus ging ich nach Freiburg, wo ich wieder in einer Art von Armenhaus in der Vorstadt über Nacht blieb und ebenfalls Speise und Trank erhielt. Des andern Morgens machte ich mich auf den Weg nach Bern; unterwegs gesellten sich zwei Handwerksbursche aus dem Elsaß zu mir, fragten mich, wer ich sei und nahmen mich mit sich in einen Hof, wo sie bei der Frau bestellten, was man gerade haben konnte, nämlich Milchspatzen. Sie hüteten sich indeß, hineinzugehen, sondern ließen sich das Essen herausbringen. Die Sache kam mir zwar gleich von Anfang verdächtig vor, doch sagte ich nichts und ließ mir das Essen schmecken. Als die zwei Handwerksburschen gegessen hatten, sagten sie zu mir, ich möchte nur einen Augenblick auf sie warten, sie würden sogleich wieder kommen. Damit entfernten sie sich; bald kam die Frau heraus, die ihr Geld haben wollte, und, als sie der zwei Burschen nicht mehr ansichtig wurde, schon sah, daß sie betrogen war. Als ich ihr auf ihre Frage sagte, daß die zwei Handwerksbursche so eben weggegangen seien, mit dem Versprechen, wieder zu kommen, kehrte sie schimpfend und scheltend in's Haus zurück, und ich glaubte nichts besseres thun zu können, als wenn ich auch so schnell als möglich meiner Wege ginge, da ich sie zu bezahlen ja doch nicht im Stande war. Noch lange hörte ich mir aber ihre Scheltworte nachtönen. —

Noch vor Nacht kam ich nach Bern, und wurde am Thore angehalten. Ich hatte natürlich keinen Paß, und erklärte mich als Deserteur. Als man mich fragte, wo ich übernachten werde, mußte ich natürlich erklären, ich müsse mir eine Wohnung anweisen lassen, da ich kein Geld habe. Man führte mich nun zuerst auf's Rathhaus und von hier in's Spital. Hier sah ich Männer und Weiber mit Halseisen herumgehen und im Hofe arbeiten, was keinen sehr günstigen Eindruck

auf mich machte. Bald aber brachte mir ein hübsches Mädchen von etwa 17 Jahren Brod, Suppe, Fleisch und zuletzt auch ein Schöppchen Wein, welch letzteres Wort sie so lieblich schweizerisch aussprach, daß ich herzlich lachen mußte. Nach dem Essen führte mich ein Mann in das Schlafzimmer, und als er sich von meiner Reinlichkeit überzeugt hatte, wies er mir ein treffliches Bett an. Noch in derselben Nacht kam ein Deserteur aus Frankreich in das Hospital, den ich aber erst am folgenden Morgen kennen lernte. Er war in der Nähe von Basel oder in der Stadt selbst zu Hause, und von einem Schweizerregiment, Castala, desertirt. Beim Frühstück bedeutete er mir, wenn man uns nicht zur Stadt hinausführe, solle ich mit ihm gehen, wir wollen uns sodann einiges Geld zu verschaffen suchen. Nach dem Frühstück sagte man uns nur, wir sollten uns nicht zu lange in der Stadt aufhalten, sonst würden wir arretirt und festgesetzt. Mein Begleiter, der in Bern bekannt sein mußte, führte mich nun an ein vornehmes Haus, zog die Glocke und antwortete auf die Frage eines Mädchens, wer wir seien: zwei Deserteure, die um einen Zehrpfennig bitten. Man öffnete uns, ein vornehmer Herr trat heraus und frug zuerst meinen rothgeröckten Begleiter: wo er gestanden sei? Er antwortete: Regiment Castala, desertirt bei Briançon. Nun fragte er auch mich, und ich antwortete der Wahrheit gemäß. Alsbald zog er den Beutel und schenkte uns einen kleinen Thaler. So führte mich mein Begleiter in vielen Häusern herum, in denen ähnliche Scenen vorgingen; in dem einen erhielten wir mehr, im andern weniger; kurz, als wir um 12 Uhr die Stadt verlassen, in einem Wirthshaus vor der Stadt gut gelebt und unser Geld getheilt hatten, besaß, nach Abzug der Zeche, jeder noch 4 fl. 30 kr.

Von Bern aus gingen wir noch eine halbe Stunde in Begleitung; alsdann nahmen wir Abschied, der Basler hielt sich links und ich zog mich rechts gegen Schaffhausen. Auf einem Bauernhofe, bei gastfreundlichen

Leuten, behielt man mich über Nacht; am andern Tage fand ich einen Wagen, auf dem ich ungefähr sieben Stunden unentgeldlich mitfahren konnte, und kam drei Stunden oberhalb Schaffhausen über den Rhein. Wieder blieb ich diese Nacht auf einem Bauernhofe, kam des Morgens an den Rheinfall, der noch lebhaft in meiner Erinnerung steht, und ging, Schaffhausen zur Rechten lassend, über Singen, vor Hohentwiel vorbei, nach Tuttlingen, wo ich des Abends ankam und übernachtete. Ich war jetzt in meinem eigentlichen Vaterlande angekommen, und freute mich, tiefer hineinzudringen. Freilich ahnte ich damals das mancherlei Unangenehme nicht, das mir hier begegnen sollte. Des andern Morgens schlug ich den nächsten Weg über den Heuberg ein und kam des Abends zwischen 5 und 6 Uhr nach Balingen. Als ich durch das Städtchen ging, hörte ich in einem Wirthshaus Musik, und ging darum sogleich auf dasselbe los. Es wurde hier eine Hochzeit gefeiert. Ich ließ mir Wein, Brod und Käse geben, verabredete mein Nachtquartier und trat dann in den Tanzsaal. Alsbald kam mir ein Mädchen entgegen und forderte mich zum Tanze auf. Aber ich hatte in Italien das Walzen noch nicht kennen gelernt, und konnte somit diesen Tanz nicht mitmachen. Als übrigens später ein Menuet aufgeführt wurde, nahm ich Theil daran. Zwei junge Herren, die anwesend waren und denen ich durch meine ausländische Uniform auffallen mußte, fragten mich aus, und als ich ihnen meine Geschichte erzählte, gaben sie mir ein kleines Geschenk, und wünschten mir Glück auf die Reise. Des andern Morgens, nach dem Frühstück, ging ich nach Hechingen und setzte, nachdem ich mich hier erfrischt hatte, meine Reise nach Tübingen fort, wo ich des Abends ankam. Da unter Herzog Carl alle Deserteure nach Stuttgart geführt wurden, wo man ihnen zwischen Gefangenschaft und Eintritt in die herzogliche Armee die Wahl ließ, so wurde auch ich gleich unter dem Thor in Tübingen gefragt, wohin ich gehe. Da ich jedoch selbst nach Stuttgart wollte, und dieß auf dem Rathhaus angab, so gab

man mir keine Begleitung mit; der Thorwart führte mich in ein wohlfeiles Wirthshaus, wo ich um 24 kr. Nachtessen, Bett und gutes Frühstück erhielt, und den folgenden Tag ging ich über Waldenbuch, wo ich zu Mittag aß, nach Stuttgart, wo ich Abends ankam. Am Thor wurde ich angehalten, und man sollte mich auf die Hauptwache führen; ein zufällig anwesender Feldwebel aber, vom Regiment Gabelenz, nahm mich statt dessen mit sich in seine Kaserne, die damals auf demselben Platze stand, auf welchem in diesem Augenblicke der dritte Flügel der neuen Kaserne erbaut wird. Hier standen nämlich zwei Querbaue; der eine für das Regiment Gabelenz, der andere für das Regiment Augé. Bei diesem letztern stand seit drei Jahren wieder Einer von jenen zwei Landsleuten, die mit meinem Vater nach Piemont desertirt waren. Er war auf Pardon nach Würtemberg zurückgekehrt, und sah mich vom Fenster aus, als ich mit jenem Feldwebel auf die Gabelenz-Caserne zuging. Er riß das Fenster auf und rief mir zu: „Steininger, bist Du da? Kommt dein Vater auch?" Ich antwortete: „Für jetzt noch nicht." — In der Caserne wurde mir von dem Feldwebel eine Schlafstätte angewiesen, und zugleich angekündigt, daß ich am andern Morgen dem Herzog Carl gemeldet und vorgestellt werden würde. Inzwischen kam mein Landsmann von der andern Caserne herüber und holte mich zum Nachtessen zu sich ab; später kehrte ich dann wieder in die andere Caserne zurück und schlief hier die Nacht.

Am andern Tage führte mich der Feldwebel vor das alte Schloß, wo wir warteten, bis Herzog Carl von seinem Lustschlosse Hohenheim in die Residenz kam. Es warteten hier zugleich drei Handwerksbursche; diese armen Teufel wurden nachher, weil sie sich weigerten, Dienst zu nehmen, in ein Gefängniß gesperrt, in heißer Witterung (es war Mai, als ich in Stuttgart ankam), mußte ihnen eingeheizt werden, und man gab ihnen fast nichts zu essen und zu trinken, bis sie ihre Einwilligung gaben. Das war so die Manier jenes Herzogs. — Um 10 Uhr

kamen Se. Durchlaucht im Schlosse an, und wir wurden alle vier in einem Saal ihm vorgestellt. Die Uniform meines Regiments war dieselbe mit der des Regiments **Roi de Suède** in Frankreich. Der Herzog wandte sich daher zuerst an mich, mit der Frage: **Roi de Suède?** Ich antwortete: Nein, Euer Durchlaucht; Regiment Kalbermatt in Piemont. Er fragte mich hierauf nach meinem Namen, und als ich ihn genannt, sagte er: Steininger! der Name ist mir bekannt; in Alessandria * habe ich mit einem Steininger gesprochen. — Er fragte nun weiter: Dienst nehmen hier? — Ich antwortete: Ja, wenn ich für meinen Vater Pardon erhalte. — Meld' es dem Rieger, wenn du zu seinem Regiment kommst. — Hiemit war die Audienz geschlossen, über meine Zukunft entschieden und ich wurde auf die Hauptwache geführt, wo ich bald von einem Dragoner abgeholt wurde, der mich auf die Festung Hohenasberg geleitete. Ich, der ich von allen hiesigen Verhältnissen damals so gut als nichts verstand, wußte nicht eher, daß ich auf die Festung komme, als bis ich darin war; denn man hatte mir nur gesagt, ich werde zum Rieger'schen Regiment kommen. Erst als ich Rieger vorgestellt wurde, sah ich ein, daß dieß der Festungs-Commandant von Hohenasberg war.

Rieger erklärte mir sogleich, daß man Tambours nöthig habe, ließ den Regimentstambour und einen

* Als einst Herzog Carl auf einer seiner alljährlichen Reisen durch Alessandria kam, sah ihn meine Mutter und bat meinen Vater, sowie jene zwei andern Landsleute, sie sollten ihn doch um Pardon bitten. Sie traten nun zu ihm und baten um Pardon. — Pardon wollt Ihr, rief Carl, ich will Euch Pardon geben, drei Fuß von der Erde; Hanf und Holz wächst genug in meinem Lande! — Erst nach vielen Jahren wagte es Einer von jenen, derselbe, der mich gleich bei meinem Eintritt in Stuttgart begrüßt hatte, in Piemont seinen Abschied zu nehmen und um Pardon an den Herzog zu schreiben, den er erhielt; wir aber hatten nichts davon erfahren.

Tambour, Namens Schaich, der ebenfalls lange bei Piemont gestanden war und meinen Vater noch genau kannte, mit seiner Trommel auf den Wall hinter den Commandantenbau kommen, wo ich in seinem Beiseyn schlagen mußte. Er war mit mir zufrieden, ich wurde sogleich als Tambour zu der eigenen Compagie des Generals, die man die Leibkompagnie nannte, eingetheilt, und erhielt ein Handgeld von 7 fl. 30 kr., das mir aber sogleich schlimme Früchte hätte tragen können.

Ich ließ mir nämlich mit meinem neuen Reichthum den Wein gehörig munden, und als ich des Abends zu Bette ging und mich auf meine Matratze legte, konnte ich den freilich etwas maliciösen Stoßseufzer nicht unterdrücken: Hier liegt auch für 7 fl. 30 kr. Waare! Mein Oberfeldwebel wollte diesen Scherz durchaus nicht verstehen, und drohte mir ernsthaft, es zu melden, was mir unfehlbar eine tüchtige Tracht Schläge zum Einstand eingebracht hätte, doch unterließ er die Meldung am andern Tage, was mir sehr erfreulich war.

Des andern Morgens kam ich zu Rieger zum Rapport, und trug die Pardonssache meines Vaters vor. Er wies mich an den Fourier, die Sache wurde eingegeben, aber der Herzog Carl trat eben wieder eine dreimonatliche Reise an, und ich mußte daher seine Rückkehr abwarten, ehe ich den Pardonschein erhielt. Diesen sandte ich sodann an einen meiner besten Cameraden, einen Schweizer, mit der Bitte ab, ihn meinem Vater zuzustellen; meine Mutter nähte ihn, weil der Commandant des Regiments nichts davon zu erfahren brauchte, sorgfältig in ihre Haube ein; mein Vater blieb noch drei Monate bei Piemont, verlangte alsdann seinen Abschied, und erhielt, wegen langer und treuer Dienste, vom König einen Esel mit zwei Körben, auf welchem er seine Frau und seine zwei Töchter herausführte.

Weil ich einmal daran bin, so will ich auch gleich die Rückkehr meiner Eltern aus Italien er-

zählen: Ich mochte ungefähr ein Jahr in Würtemberg seyn, und lag eben am hitzigen Fieber krank im Spital, das damals in der alten Kaserne war, als meine Eltern ankamen. Sie kamen zu mir herauf, und eine meiner Schwestern erkannte mich zuerst. Meine Mutter weinte vor Freude, mich wieder zu sehen. Ich lag noch 6 Wochen krank und wurde von ihnen treulich und liebevoll gepflegt, was dringend nothwendig war, denn damals sah man nach den Kranken fast gar nicht, und ohne die Hülfe der Meinigen wäre ich vielleicht in Unreinlichkeit vergangen. Als ich gesund war, drang meine Mutter, da wir nun wieder im Vaterlande waren, auf meine Confirmation; ich mußte zum Pfarrer und sollte das Confirmationsbüchlein auswendig lernen, was mir nicht viel Kurzweil machte. Es wurden jedoch die vielen Fragen, in Anbetracht unsers kurzen Unterrichts, auf fünf reducirt, und ich wurde somit im Frühling 1782 zugleich mit einem andern jungen Soldaten, in Gegenwart der Offiziere und meiner Eltern, in der Kirche auf Hohenasberg confirmirt. Oberst Rieger, der bald darauf starb, schickte uns ein gutes Mittag-Essen mit Wein in die Caserne. Mein Vater blieb mit seiner Familie ungefähr ein starkes halbes Jahr auf Hohenasberg, und es wurde ihm hier die vertraute Wache vor dem Thore gegeben, da man bei dem alten Manne vor einer neuen Desertion gehörig gesichert war. Alsdann zogen die Meinigen sämmtlich, mit freier Fuhre, nach Hohentwiel, wo mein Vater Invalid wurde, und ich blieb allein auf Hohenasberg zurück.

Ich kehre nun in die erste Zeit meines Aufenthaltes auf Hohenasberg zurück. Ich hatte im Anfang einen Schlafkameraden, mit Namen Lefèvre. Er war von Dünkirchen, und aus östreichischen Diensten als Freiwilliger zu Würtemberg gekommen. Er war ein großer, schwarzbrauner Mann, ein trefflicher Kamerad! Er machte auf Hohenasberg Bekanntschaft mit der Tochter meines Oberfeldwebels Denzel, und als seine

Capitulationszeit um war, ging er nach Frankreich zurück, ließ sich jedoch zuvor mit seiner Braut trauen, die schon zwei Kinder von ihm hatte. Nachdem er sich in Dünkirchen überzeugt hatte, daß seine Eltern ihn mit seiner Frau aufzunehmen bereit seyen, kam er mit einem Maulesel mit zwei Körben zurück, und holte Frau und Kinder ab. Es ist dieß der spätere Marschall Lefèvre. Als ich nachher nach Dünkirchen kam, fragte ich nach seinem Hause. Man zeigte mir vor der Stadt einen Platz, auf welchem der abgebrannte Hof seines Vaters gestanden sei. Auch erfuhr ich hier, daß er wieder Dienst genommen habe und avancirt sei. Doch sah ich ihn nie mehr, denn er stand immer zu weit von mir entfernt.

Zu der Zeit, als ich auf Hohenasberg kam, befand sich der Dichter Schubart noch in engem Gefängniß, in jenem von ihm sogenannten Schubartsloch, unter dem Belvedere, das, obgleich sehr verfallen, noch jetzt gezeigt, ja, sogar hin und wieder noch für Militärarrestanten dritten Grades benützt wird. Etwa vier Monate nach meiner Ankunft jedoch wurde seine Haft durch die Gnade des Herzogs sehr erleichtert; er durfte von jetzt an frei auf der Festung umhergehen und hatte ein gutes Zimmer, das jetzt wieder zum Gefängniß für Militärarrestanten benützt wird; nur die Wirthshäuser auf der Festung durfte er nicht besuchen, einen einzigen Fall ausgenommen, auf den ich bald zurückkommen werde. Bei der damaligen Desertionssucht der Soldaten war es leicht erklärlich, daß kein Soldat, ja nicht einmal ein Unteroffizier, die Festung verlassen durfte. Oberfeldwebel und Feldwebel durften es zur Noth, ein Corporal aber nur dann, wenn er durch lange und treue Dienste sich gehörig bewährt hatte. Da nun aber auf der andern Seite die Soldaten auch erheitert werden mußten, um etwaige Desertionsgedanken zu verbannen, so suchte Rieger denselben innerhalb der Festung Vergnügen zu machen. Jeden Sonntag wurde unter der, ungefähr in der Mitte des Festungshofes stehenden

Linde getanzt, wozu Mädchen und Frauen zugelassen wurden. Außerdem aber hatte uns Rieger noch zwei Zimmer in der Festung zu unserer Unterhaltung durch Tanz und Getränke zur Disposition gestellt, nämlich die jetzigen Schulzimmer. Hier wurde oft bis früh 1 und 2 Uhr gesungen, gesprungen und getrunken. Die Soldatenfrauen nun, deren es damals gar viele auf der Festung gab, wurden in der Regel des Nachts von ihren Männern frühzeitig zu Bette geholt. Oft aber geschah es alsdann, daß Rieger noch spät in der Nacht zu uns herabkam, und wenn er keine Frauenzimmer fand, konnte er fragen: „Wo sind Eure Tänzerinnen?" Antworteten wir ihm hierauf: „Ihre Männer haben sie nach Hause geholt," so befahl er: „Im Augenblick geht fort und holt sie aus den Betten! sie sollen auf der Stelle kommen, oder ich jage sie morgen sammt und sonders zur Festung hinaus." Wohl oder übel mußten die Männer ihre Weiber uns wieder überlassen, bis wir gegen Morgen sie freiwillig ihnen zurückgaben.

Diesem Zwecke Riegers, die Soldaten innerhalb der Festung zu erheitern, kam nun Schubart sehr entgegen, indem er den Commandanten um die Erlaubniß bat, mit den Offizieren und Soldaten ein Schauspiel herzustellen, und sich zum Direktor dieser Schauspielergesellschaft anbot. Die Offiziere waren ganz damit einverstanden. Ein Lieutenant, von Geburt ein Preuße, hatte zuvor schon an den Coulissen gemalt, und der Commandant gab die Erlaubniß gerne und stellte Schubart den damaligen Fruchtkasten, in welchem jetzt das Militärhospital eingerichtet ist, und der eben keine Frucht enthielt, zur Verfügung. Nun verfaßte Schubart kleine Lustspiele, mit eingelegter Musik, ja mit kleinen Balleten, zog verständige und talentvolle Bursche hervor, theilte die Rollen aus, hielt Proben, deklamirte vor und machte bei den Vorstellungen auch den Souffleur. Dieses letztere hochwichtige Amt besorgte er zuerst hinter den Coulissen, bald aber ließ man ihm einen ordentlichen, gewöhn-

lichen Souffleurkasten verfertigen, in den er sich hinuntersetzte, und, wie natürlich, sehr laut soufflirte. Fiel die Musik ein, so legte er das Buch weg, griff zur Violine und accompagnirte von seinem Kasten aus, kam der Gesang an die Reihe, so leitete er ihn aus der Tiefe herauf durch seinen kräftigen Baß. So war Schubart Alles in Allem, und es bildete sich eine lustige Gesellschaft von größtentheils aufgeweckten, verständigen Burschen, deren Seele er war. Wir hingen an ihm, und er liebte uns wie seine Kinder. War das Theater vorbei, so hatte Schubarth die Erlaubniß, mit seiner Gesellschaft in die uns zugewiesenen Schulzimmer zu ziehen, wo er ungestört bis spät in die Nacht mit uns zechen und fröhlich sein durfte. Hier lehrte er uns eine Menge meist lustiger Schelmen-Lieder, von denen ich mehrere bis auf den heutigen Tag mit Melodie und Text in meinem Gedächtniß habe *. Schubart dichtete diese Lieder und componirte auch zugleich eine Melodie dazu. So sangen und tranken wir mit Schubart, und wenn wir tanzten und er eine kleine Weile seine durstige Kehle feiern lassen wollte, nahm er dem ersten, besten Musiker die Geige weg, und spielte uns lustige Tänze auf **.

* Am Schlusse des Werkchens habe ich einige dieser Lieder angehängt; leider mußte ich mehrere ihres allzuschlüpfrigen Inhalts halber, unterdrücken.

Anm. d. Herausg.

** In der von Schubarts Sohn herausgegebenen und vervollständigten Autobiographie Schubarts findet man hierüber folgende Stelle: (Schubarts gesammelte Schriften. Stuttgart, Scheible's Buchhandlung. II, pag. 174.) Als er auf der Feste mehr Freiheit erhielt, errichtete er aus einigen jungen Soldaten von der Garnison ein Theater, ging plötzlich in die außerordentlichste Thätigkeit über, verfertigte bei den aufzuführenden Stücken meist Text und Musik zugleich; brachte es so weit, daß am Ende der Herzog selbst und die angesehensten Personen der Nachbarschaft seinen Vorstellungen beiwohnten;

Bei unsern Theatervorstellungen hatte ich außer kleinen Rollen auch als Tambour mitzuwirken, besonders aber hatte ich den hochwichtigen Posten eines Cassiers. Es kamen nämlich zu unsern Vorstellungen, die wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Freitag, von 3 Uhr an Statt fanden, viele Honoratioren aus der Umgegend, so daß namentlich an Freitagen oft 12 und mehr Wagen im Festungshofe standen. Ich mußte nun mit einer verschlossenen Büchse am Eingang stehen, und Alle der Festung nicht Angehörigen waren gehalten, ihren Eintritt mit einer beliebigen Gabe, die sie in die Büchse fallen ließen, zu erkaufen. Von dem Erlös wurde Einiges für die Bedürfnisse des kleinen Theaters angekauft, der Rest aber unter die Mitglieder vertheilt, und es traf sich so ziemlich, daß der Einzelne an einem Theatertage ungefähr 30 kr. extra zum Verzehren erhielt.

So oft Herzog Carl am Tage einer Vorstellung auf Hohenasberg kam, besuchte er dieselbe und hielt sie in der Regel zur Hälfte aus. Ein einziges Mal kam mit ihm die Gräfin Franciska, seine Gemahlin. Schubart hatte zu dem Ende eine lange Rede über den Herzog Carl verfertigt, die ein Soldat aus Preußen auswendig lernte und vor dem Herzog vortrug. So weit ich mich ihres Inhalts noch erinnern kann, war der eigentliche Zweck derselben ein Lob auf den Herzog und eine Bitte um Gnade. Carl hörte sie ganz mit an; als sie zu Ende war, entfernte er

erhielt oft beträchtliche Geschenke, erntete Lob und Beifall ohne Maß und Ziel, blieb aber nach wie vor der arme unglückliche Arrestant, der sich beim geringsten Versehen, selbst während der Aufführung, die kränkendsten und pöbelhaftesten Ausdrücke seines Vorgesetzten gefallen lassen und jede seiner Sultanslaunen ertragen mußte: „Er hat Talente wie ein Engel, hieß es, aber zur Freiheit ist er noch nicht reif.“ — Dadurch wird die Erzählung meines Veteranen bestätigt.

Anmerk. d. Herausg.

sich, die Gräfin aber blieb in der herzoglichen Loge und es wurde alsdann noch ein kleines Lustspiel und ein Ballet dargestellt. —

Dieses unser lustiges Zusammenleben mit Schubart dauert ungefähr 2 Jahre, nämlich bis zu Riegers Tode, der schnell am Schlag starb. Sein Nachfolger, Graf Scheler, war ein vortrefflicher Mann, aber unser Komödiespielen wollte ihm nicht gefallen, und so wurde es abgeschafft; — wir vermißten es lange. Mit Schubart konnten wir von jetzt an nur noch hin und wieder auf dem Wall spazieren gehen, da er jetzt nicht mehr mit uns ins Wirthshaus konnte.

In die Rieger'sche Zeit fällt noch ein kleines Unglück, das mir begegnete. Ich war auf der Wache und sollte mit der Trommel das Zeichen geben; mein Unstern führte mich aber zum Profos Barth, wo ich so brav pokulirte, daß ich die Folgen davon bald im Kopfe spürte. Plötzlich holte mich der Unterofficier, und gab mir auf der Wache, als ich schon die Trommel angehängt hatte, drei Schläge. Dieß empörte mich in meiner Betrunkenheit so sehr, daß ich ihm trotzte, die Trommel wegwarf und erklärte, jetzt schlage ich gar nicht. Man führte mich sogleich auf die Wache, und am folgenden Tage ließ mir der Commandant 40 Prügel aufmessen. Am nächsten Morgen mußte Einer Spießruthen laufen, Rieger ging, seiner Gewohnheit gemäß, langsam neben der Gasse auf und ab, indem er mit dem Verurtheilten ganz gleichen Schritt hielt. Als er mich auch in der Nähe stehen sah, trat er zu mir und fragte: „Nicht wahr, das hättest du gestern auch verdient?" — Ich säumte nicht, alsbald zu antworten: „Ja, Euer Gnaden, Herr Oberst." Hätte ich „Nein" gesagt, so hätte es ihm leicht einfallen können, mich auf der Stelle in die Gasse zu sprechen, denn er war ein strenger und grausamer Mann; so aber lachte er und ging weiter.

Inzwischen hatte ich, etwa ein Jahr nach dem Abzug meiner Eltern auf die Festung Hohentwiel

einen Besuch von meiner Mutter erhalten, und bald darauf kam auch mein Vater nach Hohenasberg, wohin er von Hohentwiel aus Kanonen begleiten mußte. Es wurden nämlich damals in Stuttgart und in der nächsten Umgebung große militärische Paraden gehalten, zu Ehren des Großfürsten Paul von Rußland, der mit der Tochter des Prinzen Friedrich von Mömpelgard, der Schwester des nachmaligen Königs Friedrich von Würtemberg, seiner Frau, Stuttgart besuchte. Der Großfürst kam auch auf Hohenasberg, wo er eine Weile neben mir stand. Ich war damals nicht mehr bei der Leibcompagnie, sondern bei den Grenadieren. Daher sagte Carl zum Großfürsten, auf mich deutend: „das ist ein Tambour von meinen Grenadieren, so habe ich noch zwei Compagnien, in Stuttgart und in Ludwigsburg.“ Einige Tage darauf wurden wir von Scharfschützen nach Stuttgart transportirt, in andere Kleider vom Regiment Gabelenz gesteckt, und mußten nun auf dem Schloßplatz aufmarschiren, und eine neue Grenadiercompagnie vorstellen. Hier sah ich zugleich meinen Vater zum letzten Mal. Er kehrte nach Hohentwiel zurück, und ich trank in einem Wirthshause in der Nähe der jetzigen Legionskaserne zum letzten Male eine Flasche Wein mit ihm. —

Den folgenden Tag escortirten uns die Scharfschützen wieder nach Ludwigsburg. Als wir vor dem Stuttgarter Thore waren, sagten die Scharfschützen zu mir: Allons, Tambour, schlag' auch einmal! Ich schlug nun — so fabelhaft die Sache klingen mag, so wahr ist sie — von Stuttgart bis nach Ludwigsburg ununterbrochen in einem Zuge fort und die zwei Pfeifer mußten abwechslungsweise dazu pfeifen. Ich hatte damals eine unglaubliche Kraft in der Hand und war unermüdlich. Die Scharfschützen schenkten mir für meine Anstrengung 10 fl., wovon ich 4 fl. den Pfeifern gab, und das Uebrige für mich behielt.

Als wir in Ludwigsburg ankamen, fing die Komödie des vorigen Tags aufs Neue an. Wir mußten

die Uniform vom Regiment Stein anziehen, und, wie in Stuttgart, Bärenmützen aufsetzen. Die auf diese Weise veränderte Kleidung, mußte den Großherzog darüber täuschen, daß er drei verschiedene Compagnieen Grenadiere, und doch immer dieselben Leute gesehen. Am folgenden Tage wurden wir auf unsre Festung zurückescortirt. —

Inzwischen war der General Scheler, nachdem er gerade ein Jahr Commandant gewesen, während des Mittagessens plötzlich am Schlage gestorben, gerade wie Rieger ein Jahr zuvor. An seine Stelle kam von Stuttgart aus der General Hügel. Er hatte, außer mehrern Töchtern, auch zwei Söhne, Ernst und August, jener ist der jetzige würtembergische Kriegsminister, dieser, August von Hügel, starb vor einigen Jahren als Generallieutenant. Diese standen, als sie mit ihrem Vater auf die Festung kamen, in einem Alter von 14—15 und von etwa 11 Jahren. Da die Tambours damals, weil sie nicht auf den äußeren Wall gehen durften, in dem sogenannten Rondell hinter dem Arsenalbau im Trommeln sich üben mußten, so kamen die beiden jungen Herrn, die schon einige Uebung im Trommeln hatten, fast täglich zu mir auf den Uebungsplatz, und holten sich weitere Belehrung. Ich zeigte ihnen die Art und Weise, wie man Ordonnanzstreiche, Regimentsstreiche, Wirbel und dergleichen schlagen müsse, und sie zeigten sich, namentlich der spätere Generallieutenant, sehr gelehrig.

Als vor nicht langer Zeit der Kriegsminister auf Hohenasberg war, mit dem Generallieutenant Brand die Zimmer visitirte und mich bei dieser Gelegenheit sah und erkannte, redete er mich an und erzählte seinem Begleiter, daß ich vor 56 Jahren ihn und seinen Bruder auf der Trommel unterrichtet habe.

Hügel mochte ungefähr ein Jahr auf Hohenasberg gewesen seyn, als der Herzog auf die Festung kam und die Leute herauszog, die seine Legion in Hohenheim bilden sollten. Er zog 600 Mann und

darunter war auch ich als Tambour. Sogleich am andern Tage gingen wir nach Hohenheim ab, wo die Soldaten aschgrau mit grünen Klappen, und wir Tambours ganz grüne Röcke erhielten. Vor Hohenheim war ein Lager geschlagen, in welchem wir campirten und ganz um dasselbe herum ein Cordon gezogen. Täglich wurde vor dem Lager exercirt, und da ich am besten Trommel schlug, mußte ich stets neben Carl stehen, der selbst commandirte und mich Wirbel oder dergleichen schlagen hieß. Als einst im Feuer exercirt wurde, wurde der prächtige Mohrenschimmel, den der Herzog ritt, scheu, und da der Schall der Gewehre in meiner Trommel neben ihm stark wiederhallte, so stieg das Pferd und nöthigte den Herzog, abzusteigen, und es mir zu übergeben. Das Pferd fuhr aber fort, zu steigen, ich ließ zuletzt den Zügel fahren und der Schimmel sprang davon. Ich wollte es nun wieder einfangen, legte die Trommel ab und setzte ihm nach. Der Herzog aber rief: „Steininger bleib da! mein Schimmel kommt mir wieder, aber mein Steininger könnte mir ausbleiben.“ In der That wurde der Schimmel, wenn auch mit zerrissenem goldenem Zaum, bald zurückgebracht, während das Mißtrauen, das der Herzog in seinen Worten in mich setzte, nur allzubald gerechtfertigt werden sollte. —

Ich hatte nämlich noch 11 Monate zu dienen und der Herzog ließ uns sagen, wenn wir wieder Dienste nehmen wollen, erhalten wir ein neues Handgeld. Dieß lockte mich und ich erklärte mich sofort zu einer neuen Capitulation bereit. Wir erhielten 9 fl., mit denen wir natürlich sogleich dem Wirthshaus zugingen. Das Wirthshaus, namentlich das Wirthshaus auf der Wache, ist der Ort, wo die meisten Desertionen geschmiedet werden. Im Wirthshaus in Hohenheim, kam ich mit zwei Brüdern Händle von Dürrmenz zusammen, die mir zuredeten, mit ihnen fortzugehen, da in Pforzheim ein Werbplatz sei. Die angenehme Aussicht, so bald wieder aufs Neue Handgeld zu erhalten,

leuchtete mir ein, und wir verabredeten, bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu entweichen. Dieß traf sich nach acht Tagen, an einem Samstag. Wir kamen im Wirthshaus zusammen, und tranken, um uns Muth zu machen. Als es finster wurde, ging ich fort, meinen Säbel zu holen, und steckte diesen in das Futter meines Rocks. Alsdann gingen wir zusammen auf den Abtritt, der vor dem Cordon draußen, und an welchem eine Schildwache postirt war. Sobald wir draußen waren, sprangen wir fort; die Schildwache hatte Alles gesehen, machte Lärm, Unterofficiere verfolgten uns; diese hätten uns jedoch niemals eingeholt. Unglücklicherweise aber hatte der Major Romig sein Pferd gesattelt bei der Hand und verfolgte uns eilig. Ich war den zwei übrigen voraus; der Major sprengte jedoch an diesen, die ihm gewiß genug zu seyn schienen, vorüber, und kam auf mich heran. Auf seinen Anruf: „Halt, halt, oder ich haue dich nieder!" sah ich zurück, und überzeugte mich, daß er mir dicht auf den Fersen war. Ich versuchte nun das letzte Mittel, ergriff den Säbel, zog ihn jedoch nicht blank, sondern wollte nur mit der Scheide das Pferd vor den Kopf treffen, um es scheu zu machen, und dann gelegentlich zu entwischen, leider traf ich aber statt dessen den Major an den Steigbügel. Um nicht niedergeritten zu werden, mußte ich mich jetzt ergeben. Ich warf den Säbel weg, der Major führte mich etwa 20 Schritte weit zurück, bis er mich den nacheilenden Unterofficieren übergeben konnte. Alsdann setzte er den beiden Brüdern Händle nach, holte den Aeltern ebenfalls ein, der Jüngere aber entkam.

Ich wurde auf die linke Brandwacht geführt; man schlug einen Pfahl in den Boden und band mich daran fest. Bei Nacht kam ich in das Zelt, immer aber fest an den Pfahl angeschlossen, bei Tag lag ich unter freiem Himmel. Mein Leidensgenosse lag ebenso gebunden auf dem rechten Flügel. Am folgenden Tage, Sonntag frühe, ritt der Herzog aus seinem Schlosse heraus, auf mich zu. Die Wache rief ins

Gewehr, und ich, seine Strafpredigt fürchtend, stellte mich, als ob ich schliefe. Aber er ritt zu mir heran, gab mir einige leichte Streiche mit der Reitgerte und rief: He da! Nun that ich, als ob ich eben erwache, warf mich vor ihm nieder und entschuldigte mein Verbrechen mit Betrunkenheit. Der Herzog antwortete mir mit den entschiedenen Worten: „Bet' Er fleißig; morgen wird Er g'henkt!" Nun wußte ich, was mir bevorstand. — Von mir aus ritt der Herzog zu Händle; dieser warf die Schuld auf mich, als den Verführer, und suchte sich so weiß als möglich zu brennen: wie wohl jenes eine völlige Unwahrheit war, vielmehr hatte Händle's Bruder die ganze Geschichte angestiftet. — Um 10 Uhr Vormittags kam auch die Gräfin Francisca aus dem Schlosse, und ging an mir vorbei. Diese Gelegenheit benutzte ich, that einen Fußfall vor ihr und bat um ihren Beistand. Sie meinte: es wäre doch Schade, einen so jungen Menschen aufzuhängen; sie wolle das Beste zu machen suchen.

So blieb ich zwischen Furcht und Hoffnung bis Nachmittags zwei Uhr. Um diese Zeit kam mein Kamerad, ein Tambour, zu mir her, und brachte mir die erfreuliche Nachricht, wir kommen beide auf den Asberg. Nun war doch einmal die Gefahr des Hängens beseitigt, mochte sonst auch kommen, was da wollte. Bald kam ein Obermann und vier Soldaten mit geladenen Gewehren, die uns nach Stuttgart hinein transportiren sollten. Da Händle nur an den Händen, ich aber an den Füßen geschlossen wurde, so konnte ich daraus schon schließen daß meine Strafe härter seyn werde. In Stuttgart wurden wir auf die Hauptwache geführt, wo wir die Nacht zubrachten. Hier traf ich einen gewissen Fröhlich, den ich von Italien her kannte; dieser hätte mich in dieser Nacht sehr gern mit sich genommen und wir wären mit einander desertirt; allein dem Händle durfte man nicht trauen. So unterblieb die Sache und des andern Morgens kamen wieder vier Commandirte vom Regiment Gabelenz

mit einem Obermann, die uns vollends auf Hohenasberg transportirten. Sie hatten unsere Strafe schriftlich bei sich, und händigten den Brief dem Commandanten ein.

Am folgenden Morgen rückten 300 Mann aus, und ich fing nun an, meine Strafe zu ahnen. Man brachte uns eine Suppe und führte uns dann heraus. Vom jetzigen Militärspital bis zur Kaserne war die Gasse in gerader Linie aufgestellt. Alsbald trat der Auditor vor und verlas in Gegenwart des Commandanten, des Majors Butler, der die Execution commandirte und der übrigen Officiere und Unterofficiere zuerst mein Urtheil: ich war verurtheilt, drei Tage lang, je zwölfmal durch dreihundert Mann Spießruthen zu laufen, so jedoch, daß nach jedem Tage die Wunden zuvor wieder geheilt werden sollten, ehe die weitere Ration gegeben wurde; nach Erstehung dieser Strafe und Heilung der Wunden sollte ich bis auf Herzogs Gnade unter die Festungssträflinge versetzt sein. Händle hatte dasselbe Urtheil; nur fiel bei ihm die Festungsstrafarbeit weg; er hatte dafür bloß frische Kapitulation.

Nachdem das Urtheil beider verlesen war, hieß es: ausgezogen! Wir mußten den Oberleib entblößen, das Hemd wurde um die Hüften zusammengebunden; die Hände nahm ich auf der Brust zusammen, um diese zu schützen, und so wurde ich von zwei Unterofficieren, die mich weder zu schnell vorwärts gehen, noch zurückbleiben ließen, durch die Gassen escortirt. Obgleich es tüchtige Streiche regnete, hielt ich doch den ersten Tag glücklich aus. Als wir ins Spital kamen, sah ich den Rücken Händle's, und sagte: du bist tüchtig zerhauen! der Krankenwärter versicherte mich jedoch, ich sei es noch mehr. Man machte uns nun Umschläge mit Salzwasser, die freilich, namentlich so lange sie warm waren, nicht wohl thaten. Gleichwohl ließ ich mir immer frische Umschläge auflegen, und wurde so in 14 Tagen ganz ausgeheilt, während Händle, der sich nur selten frische Umschläge machen ließ, erst 8 Tage nach mir fertig wurde. Nach 14 Tagen ließ man mich fragen, ob ich

den zweiten Gassenlauf aushalten könne, und ich erklärte mich bereit. Inzwischen war jener jüngere Händle freiwillig zurückgekommen, hatte sich als den Anstifter bezeichnet und um Gnade für uns gebeten. Es scheint, daß in Folge dieses mildere Verhaltungsmaßregeln von dem Herzog einliefen. Kurz, es ging mir das zweite Mal weit besser, als das erste Mal; man schonte mich; war ja Desertion damals überhaupt ein zu gewöhnliches Vergehen. Man schlug mich oft auf die Hosen oder das Hemd, und der Major Butler nahm keine Notiz davon; er blieb oft zurück. Nun war aber ein Soldat in der Gasse, Namens Kraus von Markgröningen, den ich, da ich stärker war, als er, bei manchen Gelegenheiten früher geprügelt hatte. Dieser wollte hier eine gemeine Rache nehmen, und schmierte daher seine Ruthe mit Wachs und Knoblauch ein, so daß ein Streich von ihm mir immer ein Stück Haut mit fort riß. Dieß hatte ich beim zweiten Male schon gemerkt, und als ich beim dritten Male wieder in seine Nähe kam, sprang ich auf die Seite und suchte vorüberzukommen, ohne einen Streich von ihm zu erhalten. Als Major Butler dieß bemerkte, fragte er die Nachbarn des Kraus nach der Ursache, warum ich hier auf die Seite gesprungen sei. Diese erzählten, wie sich die Sache verhalte. Butler untersuchte sie, und als er sie richtig fand, ließ er alsbald die Schranne herbeiholen, und während ich noch durch die Gasse lief, wurden dem Kraus zum Lohn für seine edle Rache 25 Prügel aufgezählt. Als ich ins Spital zurückkam, wunderte sich Händle daß ich dießmal so gut aussehe. Wirklich war ich auch schon in 8 Tagen geheilt, und lief nun zum dritten Mal, mit Händle, der erst zum zweiten Male lief. Auch dießmal ging es gut: als ich aus der Gasse kam, trat Hauptmann Sulzberger, ein Verwandter von mir, zu mir und sagte: „Dießmal darfst du zufrieden sein; ein Kind in der Schule bekommt mehr Schläge, als du so eben erhalten hast.“ Gleichwohl blieb ich jetzt 14 Tage im Spital, denn die Festungsstrafarbeit konnte ich wohl erwarten. Nach

14 Tagen wurde ich in das Sträflingshaus geholt, das jetzt abgerissen ist; es kam ein Schmid und schlug mir Fuß- und Handketten in der Weise an, daß beide Füße an einander, und jede Hand wieder an den Fuß gefesselt waren. Ich mußte auf diese Art, wenn ich nur essen wollte, meinen Fuß emporheben. Außerdem hingen an meinen beiden Seiten zwei in Eisen gefaßte hölzerne Kugeln, im Gewicht von zusammen etwa 12 Pfund. Diese letztern hatte ich jedoch nur drei Monate, und ein Jahr darauf verlor ich auch, auf meine Bitte beim General Hügel, die linke Handkette. Als Festungssträflinge mußten wir Hofarbeiten verrichten, kehren, Schnee schaufeln, die Chaussée bis ans Portal in Stand halten, hauptsächlich aber den Wasserwagen vom Dorf Asberg täglich viermal heraufziehen. Uebrigens erhielten wir viele Geschenke, so daß wir uns auch gütlich thun konnten. Wir gingen ins Wirthshaus, wie jeder andere Soldat. Außer den Geschenken, die wir erhielten, verdienten wir uns auch Geld, wir machten z. B. sogenannte Pudelkappen aus alten Strümpfen, färbten sie selbst, und verkauften sie dann an die Bauern, die uns gerne 1 fl. 12 kr. dafür bezahlten. So geschah es, daß mir damals das Geld nie ausging, und ich nicht selten 10 fl. und noch mehr in der Tasche hatte. Ich hatte bald Gelegenheit, meinem Vater mit einer kleinen Summe auszuhelfen. Es war nämlich meine Mutter, bald nachdem ich meine Strafe angetreten hatte, gestorben. Sie hatte sehr an mir gehangen, und oft habe ich mir später von einer Frau, die damals auf Hohentwiel lebte, sagen lassen müssen, daß sie aus Gram über mein Unglück gestorben sei, was mir stets eine schmerzliche Erinnerung seyn wird. Mein Vater zeigte mir durch eine meiner Schwestern in einem Briefe ihren Tod an, und ließ mir zugleich schreiben, daß er durch ihren Tod sehr viel verloren habe und jetzt wenig mehr verdienen könne. Sogleich händigte ich dem Hauptmann Bäuerle 4 fl. ein, um sie meinem Vater zu

übersenden, und als bald darauf ein Mann von Hohentwiel zu uns kam, fragte ich diesen, ob wohl mein Vater das Geld erhalten habe. Dieser verneinte es. Ich gab diesem nun eine von mir verfertigte Pudelkappe an meinen Vater mit, und erhielt bald darauf einen Brief von meiner Schwester, worin mir der Empfang derselben gemeldet, dagegen bestätigt ward, daß bis jetzt kein Geld angekommen. Ich ging mit diesem Briefe zum General Hügel, und erhielt nun alsbald mein Geld zurück, legte noch 1 fl. dazu, und sendete es alsdann an meinen Vater ab.

Dritthalb Jahre war ich Festungssträfling, als der Herzog bekanntlich einen Theil seines Militärs in fremden Sold gab, welches dann nach dem Cap gesendet wurde. Der erste Transport mit 1000 Mann war schon abgegangen; nun sollte ein zweiter mit 1500 Mann nachfolgen. Die ersten hatten weder Gewehr noch Waffen; der zweite Zug war in Compagnieen abgetheilt, hatte Gewehre, Waffen und Kanonen. Es kam nun ein Schreiben vom Herzog, worin er auch uns Festungssträflinge aufforderte, freiwillig mitzuziehen, und uns dadurch von unserer Strafe frei zu machen. Obgleich es keineswegs meine Absicht war, das Cap zu sehen, meldete ich mich doch mit Vergnügen dazu und noch 6 andere Sträflinge mit mir. Schon nach zwei Tagen kam der Befehl, uns loszulassen; man schwenkte die Fahne über uns, und wir waren jetzt wieder ehrliche Menschen. Noch in unserer Sträflingskleidung wurden wir von Unterofficieren nach Ludwigsburg begleitet, und ich sagte hier der Festung Hohenasberg auf lange, lange Jahre ein, wiewohl nicht sehr schmerzliches, Lebewohl. War es doch besser, als Soldat, wenn auch bis ans Ende der Welt zu ziehen, als geschlossen und gebunden harte Arbeit zu thun, und vielleicht noch Jahre lang vergeblich auf die Gnade des strengen Herzogs zu harren. Das schöne Abschiedslied Schubarts singend, zog ich vergnügt nach Ludwigsburg, und seit 54 Jahren ist dieses Lied mit mir durch Europa gezogen und

die Erinnerung an jene Zeit hat mich oft schmerzlich, oft freudig angeregt. In Ludwigsburg wurden wir eingekleidet und erhielten Gewehre und Waffen. Wir blieben hier 3 Tage, und konnten uns frei in der Stadt bewegen. Ich kam zur Leibcompagnie des Obersten von Franquemont, der den ganzen Zug commandirte. Zwei Brüder desselben, von denen der Eine später würtembergischer Kriegsminister wurde, gingen als Cadeten mit, wurden aber in Frankreich Lieutenants. Nach drei Tagen zogen wir, 1500 Mann stark, unter türkischer Musik, nach Vaihingen an der Enz, schlugen hier ein Lager und blieben über Nacht. Bis an den Rhein wurden wir von Scharfschützen escortirt, die bei Nacht das Lager umringen mußten, um Desertionen zu verhindern. Viele derselben kannten mich noch von der Zeit her, als wir den Großfürsten von Rußland auf die oben erzählte Art belügen mußten. Von Vaihingen zogen wir am nächsten Tage nach Enzberg und schlugen hier wieder ein Lager. Hier kam Herzog Carl von Stuttgart aus zu uns, wir mußten zuerst vor ihm ausrücken, später besuchte er die Zelte und die Compagniegassen; wir mußten noch einmal in Compagnien Parade machen und er ging an uns vorüber. Während wir vor ihm standen, sagte er zum Oberst: „Franquemont, Du hast einen Tambour bei Dir, Namens Steininger; wenn Du hinein kommst, mache ihn zum Regiments-Tambour; er versteht mit der Trommel umzugehen. — Bei welcher Compagnie steht er?" Ich rief: „Hier Euer Durchlaucht." Da trat er zu mir her und sagte: „Hast Du gehört, was ich gesagt habe!" — „Ja, Euer Durchlaucht," sagte ich, dachte aber: Mit Speck fängt man Mäuse. — Während der Herzog bei den übrigen Compagnien war, kam Einer zu mir her, und schlug vor, wir wollten vor den Herzog treten, und um eine Capitulation bitten, d. h. um eine bestimmte Dienstzeit. Ich ahnte aber die Antwort, die Karl auf eine solche Bitte geben würde, und ließ mich nicht darauf ein, sondern sagte: „Ich will mir schon selbst eine

Capitulation verschaffen." „Zwei aber traten mit ihrer Bitte vor ihn: Carl sagte: „Capitulation — die sollt ihr haben." Eine Stunde darauf führte man sie an die Wache, und ließ sie bis Dunkirchen geschlossen gehen. — Hier reiste Carl nach Stuttgart zurück, und ich sah zum letzten Male den Mann, der mir einst das Leben schenkte, um mich nach einer grausamen Züchtigung zu schwerer Arbeit anzuhalten, und zuletzt auf das Cap der guten Hoffnung in fremden Sold zu geben. Zugleich schied ich nun auch von meinem Vaterland, und hatte so gut als keine Aussicht, es je wieder zu sehen. Zu desertiren hatte ich bestimmt beschlossen, wie gering war daher die Wahrscheinlichkeit, nach Würtemberg je wieder zurückzukehren.

Wir zogen von Enzberg weg nach Durlach, Baden-Baden, und gingen bei Fort Louis über den Rhein. Bei Nacht schlugen wir ein Lager, das mit einem Cordon umzogen wurde. Auf dem Wege durch Baden verloren wir viele Leute; wer, beim Durchmarsch durch ein Dorf oder Städtchen, in ein Haus sprang, war frei; nur Gewehr und Waffen mußte er abgeben. So machte es denn auch Mancher. Am Rhein verließen uns die Scharfschützen, und es zogen jetzt nur noch drei Gendarmen hinter uns drein. Zu Fort Louis und Roßwag wurde Rasttag gehalten. Von hier zogen wir nach Hagenau und kamen nach fünfmaligem Uebernachten nach Metz, wo wir wieder Rasttag hielten. Hier lag das fünfte französische Husarenregiment, in welchem einige Würtemberger dienten, die zu uns kamen, und mit denen ich bekannt war. Ich ging mit ihnen auf der Promenade spazieren, als der Oberst Franquemont mich sah, auf mich zukam, und mich bei Seite rief. „Steininger," sagte er, „was sind das für Leute?" Ich antwortete: „Landsleute, die auf Hohenasberg dienten." — „Wirst mir doch keine dummen Streiche machen." — „Nein, Herr Oberst, jetzt nicht mehr." — „Da, trink meine Gesundheit," sagte er hierauf und gab mir einen Kronenthaler. — Des andern Morgens schlug

man zum Abmarsch, und als der Oberst vor seine Compagnie trat, fragte er sogleich nach mir. „Hier, Herr Oberst," rief ich. — „So ist's recht," sagte er. — Wir zogen nun in zwei Tagemärschen nach Sédan. Weiter wollte ich es nun mit der Caper Expedition nicht treiben; hier war es nicht weit an die Gränze, an der man sich jedenfalls anwerben lassen konnte, und somit Geld erhielt; ich ging daher in dieser Nacht mit einem Uracher und einem Mömpelgarder fort. Wie vorauszusehen war, trafen wir im Gränzort österreichische Werber. Wir ließen uns anwerben und erhielten Jeder 36 Kronenthaler Handgeld.

Jetzt beginnt bei mir eine Reihe von Desertionen, deren Erzählung vielleicht Manchem fabelhaft klingen möchte. Ich muß selbst gestehen, daß ein nicht gewöhnliches Glück dazu gehört, auf diese Art von einem Werbplatz zum andern zu ziehen und die Werbsergeanten fast aller europäischen Potentaten zu hintergehen oder zu überrumpeln. Indeß war Keckheit und List stets auf meiner Seite, wie man aus der Erzählung sehen kann, an der nicht ein Zug unwahr ist.

Wir waren also zu einem öster. Freikorps, Bataillon Windkopf, bestimmt. Man führte uns nach Brüssel, wo wir eingekleidet und von hier nach Namur gebracht wurden. Hier lagen wir zwei bis drei Monate, es waren auch viele Wallonen hier, die bei Mastricht zu Hause waren, und mit mir französisch sprachen. Diese redeten mir zu, mit ihnen nach Mastricht zu den Holländern zu gehen. Wir entfernten uns Nachts von Namur, schlugen den Weg nach Lüttich ein, gingen über die Maaß und kamen am folgenden Tage nach Mastricht, wo wir von wallonischen Grenadieren mit 8 Dukaten nach Holland angeworben wurden. Man kleidete uns sogleich ein; wir erhielten blaue Röcke mit weißen Klappen und Bärenmützen und blieben den Winter von 1787 auf 1788 hier liegen, bis gutes Wetter kam, im März.

Eine halbe Stunde von Mastricht liegt das Dorf Schmiermaas; hier lagen Werber von allen Nationen,

und da wir mit unsrem Handgeld bald zu Ende waren, beschlossen wir, von Holland wegzugehen und uns an jenem Werbeplatz neu anwerben zu lassen. An Betttüchern ließen wir uns zur Caserne heraus, an Stricken zum Wall herab und kamen glücklich in einem Wirthshaus im Dorfe an. Hier fanden wir schon preußische Werber, die uns fragten, woher wir kommen. Wir sagten es, und gaben an, wir wollen nach Hause. Nun redeten sie uns zu: Bleibt bei uns, ihr bekommt ein schönes Handgeld und eine gute Garnison, kommt nach Memel u. drgl. Wir gingen endlich darauf ein und erhielten das Handgeld nach Maßgabe unserer Körpergröße. Die Wallonen waren große Männer, ich war der kleinste; obgleich ich aber am wenigsten erhielt, bekam ich doch 12 Dukaten, gegen eine Capitulation von 10 Jahren und einen Tag. Außerdem versprach man uns noch 20 Stüber (30 kr.) täglich zum Verzehren, bis wir zum Regiment stoßen würden. Ohnehin ließ man uns tüchtig auftragen, so daß uns Anfangs unser Contrakt ganz wohl gefiel. Wir blieben am andern Tage noch liegen, am dritten Tage kamen vier Werber mit Gewehren und Hunden und transportirten uns nach Geldern. Als wir nach Cöln kamen, schwanden unsere hohen Vorstellungen vom preußischen Militär ganz. Wir trafen hier eine Garnison, die man ihrer Erbärmlichkeit halber nur die Sechsgröschler nannte, und auf dem Werbdepot, wo wir schon vier Franzosen antrafen, erhielten wir, als man uns unsre Löhnung bezahlen sollte, statt 20 Stüber per Tag nur 9. Hierüber raisonnirten wir tüchtig auf französisch, doch nahmen wir uns, als man es zu bemerken schien, in Acht, um nicht geschlossen zu werden, denn unser Entschluß war nun schon gefaßt, bei der ersten Gelegenheit abzugehen. Wir kamen von Cöln nach Wesel mit einer Escorte von zehn Mann für uns acht. Hier kamen wir ins Rekrutenhaus, wo wir einen preußischen Soldaten trafen, der jene Wallonen kannte, und dem wir unsern Entschluß, fortzugehen, ganz unumwunden mittheilten. Da wir diesen Tag

in Wesel blieben, so versprach er uns, sich zu erkundigen, auf welche Weise wir am folgenden Tag transportirt würden, und kam auch am nächsten Morgen, um sein Versprechen zu halten. Es waren acht Mann für uns commandirt, nebst einem Feldwebel, der auch französisch konnte, und vor dem wir uns deßhalb zu hüten hatten. Wir kamen an jenem Tage noch nach Hamm, wo der Feldwebel uns recommandirte; wir erhielten somit nur noch sechs Mann zur Begleitung. Von Hamm kamen wir in ein andres Ort und hier stießen fünf neue Rekruten zu uns, unter ihnen ein Franzose, der gleich auch zum Complotte gehörte, so daß wir jetzt zu neun waren. Wir tranken hier rothen Branntwein, und um den Feldwebel mit seiner Escorte sicher zu machen, fingen wir zum Schein Händel mit einander an und schlugen uns herum, bis die Preußen mit ihren Stöcken kamen und uns zur Ruhe brachten. Des Abends setzte man uns ein schlechtes Essen vor, so daß wir es nicht anrühren konnten. Morgens zwei Uhr wurden wir geweckt, um nach Bielefeld abzugehen. Es regnete den ganzen Morgen. Der Feldwebel hielt uns sehr streng auf dem Wege, gab uns nicht einmal Messer und Gabeln zum Essen, und renommirte unaufhörlich, er sei schon zwanzig Jahre Werbsergeant und ihm sei noch kein Rekrut davongelaufen. Wir dachten: wenn du nur heute Abend dich noch rühmen kannst! Denn wir hatten schon verabredet, die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, und hatten daher schon ein Losungswort bestimmt. Wir wollten nämlich das Lied anstimmen:

Marlbrough s'en va-t-en guerre etc.

und wenn wir dann an den Vers kommen würden:

L'un porte son grand sabre
Et l'autre son poutrier.

wollten wir den Angriff auf die Escorte beginnen. Mit Tagesanbruch kamen wir nach Weißkirch, und erklärten dem Feldwebel, es sei uns Bedürfniß, hier einen Branntwein zu trinken. Er sagte, wir sollen

nur Geld hergeben, er werde uns dann schon einen Branntwein holen, wir können einstweilen vorausgehen. Dieß schien sich uns zu einer passenden Gelegenheit zu gestalten. Ohne lange zu sehen, langten wir aus der Tasche, was wir gerade in die Hand bekamen. Der Feldwebel ging in den Ort hinein und wir schlugen einen schmalen Fußweg ein, auf dem nur ein Mann gehen konnte. Wir waren zehn Rekruten, die drei übrigen befanden sich auf dem Wagen, der auf der Landstraße fuhr, von uns zehn aber wußte Einer nichts von unserem Anschlag. Auf dem Fußwege aber richteten wir es so ein, daß immer ein Rekrut und ein Commandirter zusammenkam. Sobald wir uns so eingetheilt hatten, begann Einer: Wir wollen jetzt auch Etwas singen. Die Commandirten antworteten: Ja, seid lustig Rekruten, das freut uns. Wir sangen nun den ersten Vers jenes Liedes; da wir aber, bis wir alle jenem Losungsverse noch vorangehenden Verse gesungen haben würden, über den nur kurzen Fußweg hinausgekommen wären, und damit unser günstiges Terrain verloren haben würden, rief der Vorderste plötzlich: le couplet du grand sabre! Nun fingen wir diesen Vers an, stürzten auf die Soldaten los, rissen ihnen die Gewehre aus der Hand, legten auf sie an und sie sprangen zur Seite. Mittlerweile kam der Feldwebel und sah schon von Weitem die schöne Scene und den Verlust seines Ruhmes als Rekruten-Transporteur. „Ach, meine Kinder, rief er, bleibt doch da, ich will gewiß nichts sagen.“ — Wir aber ließen uns nicht täuschen, riefen ihm im Fortgehen zu: „So behandelt man Niemand, wie du uns behandelt hast,“ und zogen der Gränze des Münsterlandes zu, die ganz in der Nähe war und an der wir frei waren. —

Als wir eine Strecke weit gegangen waren, begegnete uns ein Müller, der uns fragte, wer wir seien und woher wir kämen. Wir sagten ihm, wir seien preußische Deserteure. „Ihr seid hier frei,“ antwortete er uns. Dennoch mochten wir dem Land-

frieden noch nicht ganz trauen. Da wir auf dem Transport desertirt waren, so fürchteten wir immer noch ausgeliefert zu werden. Der Müller nahm sich unsrer an, ging in das naheliegende hannöversche Städtchen und fragte den Amtmann, der ein Franzose war, über die Sache um Rath. Wir trugen ihm auf, dem Amtmann zu sagen, wenn man uns nicht festnehme, erbieten wir uns, Jeder einen kleinen Thaler für die Armen abzugeben. Bald kam die tröstliche Botschaft, wir sollten ungescheut hineinkommen. Unsre Armengabe wurde öffentlich in der Stadt bekannt gemacht, die Armen kamen herzu und wir gaben unsern kleinen Thaler gerne.

Der Amtmann rieth uns sogleich, wir sollen unsere Gewehre und Waffen behalten, und Pulver und Blei kaufen, denn wir müßten, um nach Münster zu kommen, durch eine kleine Grafschaft passiren, deren Eigenthümer ein Regiment in Berlin habe und alle Deserteure ausliefere. Wir zogen unsere vom Regen ganz durchnäßte Ladung aus und quartierten uns einstweilen in einem Wirthshause ein. Bald kamen preußische Werber und jener Graf selbst, versprachen uns neues Handgeld, Pardon ohnehin und überdieß Versetzung zum Regiment des Grafen; allein wir mochten davon nichts hören. Jener Müller blieb inzwischen bei uns, er war ein beurlaubter Soldat aus dem Münsterlande und lag uns sehr an, wir sollen in Münster Dienst nehmen, wodurch wir ihm den Abschied verschafft haben würden; wir mochten aber nicht darauf eingehen.

Inzwischen kam sein Bruder, um nach ihm zu sehen, weil er so lange nicht in seine Mühle zurückkam. Dieser erzählte uns, er sei vor etwa dreißig Bauern vorbeigekommen, die in jener Grafschaft auf uns lauern. Des Abends um 10 Uhr sagte er zu seinem Bruder: „Ich will jetzt doch sehen, ob die Bauern (die von einem preußischen Offizier commandirt wurden) noch auf ihrem Posten sind.“ Er ging fort und wurde bald angerufen. Als er sagte, wo er

herkomme und man ihn fragte, wo er eingekehrt habe, gab er unser Wirthshaus an. Alsbald sagte der preußische Officier: „Da sind ja die preußischen Deserteure.“ — „Ja, antwortete er, sie machen sich in diesem Augenblick marschfertig und wollen fort.“ Nun wurde er gefragt, was wir wohl für einen Weg einschlagen würden, und er erwiederte, wir gedenken hier auf dem Weg nach Münster zu gehen. Voll Freude über diese Nachricht, schenkte ihm der Officier einen kleinen Thaler und blieb mit seinen Leuten hier liegen. Jener aber kam sogleich auf einem Umweg in das Städtchen zurück, und erzählte uns, wie es stehe. Wir waren alsbald marschfertig, brachten unsere Gewehre in Ordnung und machten uns auf; statt aber den Bauern in die Hände zu laufen, hielten wir uns rechts, durchzogen die ganze Grafschaft vier Stunden lang unangefochten, und mit Tagesanbruch waren wir schon sicher und frei in Warendorf. Am Schlosse des Grafen, unweit der Gränze, schossen wir triumphirend unsere Gewehre ab und schenkten sie zum Danke jenen zwei Brüdern, die uns so freundschaftlich beigestanden waren.

Vor Warendorf trennte sich unsere Gesellschaft; die Wallonen und ich gingen in das Städtchen hinein, die übrigen schlugen einen andern Weg ein. In Warendorf traf ich einen Würtemberger, mit Namen Geißendörfer, der gerade einen Tag vor mir das Capregiment verlassen hatte und jetzt bei Münster stand. Nachdem ich eine Flasche Wein mit ihm getrunken, machte ich mich mit meinen Kameraden wieder auf den Weg; wir kamen an Münster vorbei, ließen Wesel rechts, erreichten Düsseldorf und gingen von hier nach Cöln. Hier trennte sich die lustige Gesellschaft der Wallonen; sie waren, nachdem wir so manchmal unser damaliges Vaterunser zusamengebetet hatten:

Ich schwör bei Gott,
Sobald ich kann, so geh' ich fort;

jetzt des ewigen Herumziehens müde. Zwei von ihnen,

Zimmerleute von Profession, blieben in Cöln, mit dem dritten ging ich nach Coblenz, und hier blieb mir auch der letzte, ein Weber, zurück, und ich war nur noch allein. Ich hatte damals das Desertiren auch satt und dachte ernsthaft daran, in mein Vaterland zu gehen und um Pardon zu bitten. Es war aber anders beschlossen. Als ich nach Andernach kam, ging mein Geld zur Neige. In einem Wirthshaus machten sich dänische Werber an mich, die schon zwei Rekruten, geborne Bayern, hatten, gaben mir zu trinken, und im halben Rausche ließ ich mich überreden, für Dänemark mich wieder auf 10 Jahre und einen Tag verbindlich zu machen, wofür ich das schöne Handgeld von 200 fl. baar bezahlt erhielt. Wir kamen von Andernach nach Frankfurt, und von hier aus wurden wir durch lauter unbedeutende Ortschaften in ungefähr 14 Tagen nach Lübeck transportirt. An ein Fortlaufen war auf dem Wege nicht zu denken; denn für uns drei Rekruten waren drei Mann mit geladenen Flinten und drei große Hunde zur Bewachung da. Es war im Sommer 1788, als wir von Lübeck über Ratzeburg nach Schleswig kamen, wo wir über vier Wochen liegen blieben, und während dieser Zeit unser Handgeld fast aufzehrten. Im Werbhause, das zugleich ein Wirthshaus war, traf ich eine Magd von Neckarweihingen bei Ludwigsburg, mit der ich mich genau bekannt machte, weil ich hoffte, durch diese bei günstiger Gelegenheit mir forthelfen zu können. Indeß kam vom König von Dänemark die Weisung, wenn ein Rekrut sich auf sein ganzes Leben für Dänemark anwerben lasse, sollen ihm noch weitere 200 fl. ausbezahlt werden. Wir waren 22 Rekruten; aber von diesen 22 hatten nur drei den Muth, sich auf ewig zu verkaufen, und unter diesen Dreien war ich. Hatte ich doch weder im Sinn mein Leben, noch auch nur 10 Jahre in dänischen Diensten zuzubringen. Ich nahm meine weitern 200 fl. ein, und verabredete nun die Sache mit dem Mädchen ernsthaft. Ich versprach ihr, sie zu heirathen, wenn sie mir hinaushelfe. Sie

wußte aber kein anderes Mittel, als durch den Abtritt, zu welchem sie den Schlüssel hatte und den sie zu diesem Zwecke reinigte. — Wir bestellten nun Musik, waren guter Dinge und tanzten bis 12 Uhr. Ich hatte, der schmutzigen Passage halber, ein weißes Staubhemd und zwilchene, lange Hosen über meine Uniform angezogen, und sagte um 12 Uhr zu der Magd, jetzt müsse ich fort. Sie schloß mir den Abtritt auf, ich gab ihr zwei Kronenthaler Reisegeld und sagte ihr, ich erwarte sie im Mohrenkopf in Hamburg.

Ich kam glücklich durch den Abtritt hinab, auf die Straße nach Ratzeburg; zog meine Pantalons und mein Staubhemd aus, warf sie weg, und ging dann von Ratzeburg nach Lübeck; denn jener Magd mein Versprechen zu halten, fühlte ich mich nicht sehr gedrungen. In Lübeck kaufte ich mir Civilkleider, schwarze Hosen, einen hellblauen Rock, gestreifte Weste und gute Stiefel. Unter den Stadtsoldaten in Lübeck traf ich drei Würtemberger, mit denen ich mich mehrere Tage lustig machte, reiste dann wieder ab, und kam über Bremen, Hannover, Münster, Cöln, Andernach nach Bingen. Als ich in Bingen in ein Wirthshaus kam, traf ich zwei österreichische Werber, die mich sogleich ausfragten, woher ich komme? — „Von Cöln herauf." — „Welche Profession." — Ich gab mich für einen Pastetenbäcker aus. — „Wo ich mein Felleisen habe?" — „Vorausgeschickt." — „Meine Kundschaft (Wanderbuch)?" — „Ich habe es gestern verloren." Dieß mochte ihnen etwas verdächtig vorkommen, und sie waren nun schon überzeugt, mich gewinnen zu können. „Kommt's mit nach Belgrad, Joseph II. dienen?" Ich sagte, ich wolle nach Haus, und habe keine Lust zum Soldatenstand. Sie ließen nicht ab, in mich zu dringen. Endlich fragte ich nach dem Handgeld. — Ich solle fordern, sagten sie. — Ich forderte nun 40 Kaisergulden. Sie sagten, zu so viel seien sie nicht ermächtigt, boten mir aber endlich 36 Kaisergulden, ich schlug zu, strich mein Geld ein und war nun zum zweiten Male kaiserlich-königlich-österrei-

chischer Soldat; ich sollte es aber noch zum dritten Male werden.

Die Prellerei, welche hier in Bingen die östreichischen Werber durch mich erfuhren, hat mir unter meinen mancherlei Abenteuern immer am besten gefallen. Kaum hatte ich mein Geld in der Tasche, so spielte ich den lustigen, übermüthigen, unerfahrenen Rekruten. Zuerst bat ich den Werbsergeanten, er möchte mir einen Soldaten mitgeben, ich wolle eine Uhr kaufen. Sogleich zog er die seinige, mit einem doppelten Gehäuse, aus der Tasche und bot mir sie zum Kaufe an. Ich fragte nach dem Preis. — Zwölf Gulden. — Dieß war zwar viel, aber ich wollte nicht lange markten, und machte Anstalt das Geld zu bezahlen; der Werbsergeant aber klopfte mir auf die Schultern und sagte: „B'holten Sie's Geld bis morgen und sehn's, ob sie geht; können's mir dann wieder zurückgeb'n." So steckte ich mein Geld wieder ein. Ich fragte nun, ob man als Rekrut auch Musik kommen und aufspielen lassen dürfe, bei der Anwerbung. Sogleich wurde nach Musikanten geschickt, Mädchen kamen herbei; wir tanzten von 2 Uhr bis gegen Abend und pokulirten tüchtig. Als es Abend wurde, stellte ich mich betrunken und fragte nach meiner Zeche. Sogleich kam der Sergeant herbei, der mit seinen Soldaten gerne die Nacht noch auf meine Kosten gelebt hätte, und sagte: „Loßt's nur geh'n; könnts jo morgen bezohlen;" kommandirte hierauf zwei Soldaten, um den Rekruten in's Werbhaus zu führen. Auf dem Heimwege stellte ich mich noch mehr betrunken; ich that, als könne ich kaum mehr stehen; aber die Commandirten hatten weit mehr im Kopf als ich. Als wir in's Werbhaus kamen, ließen sie die Thüre unten offen, sie führten mich eine Treppe hoch in einen Saal; in einer Kammer daneben hatten sie ihre Waffen. Während ich nun im Saale war, stritten sie sich in der Kammer, wer bei mir Schildwache stehen müsse, da beide noch gerne in's Wirthshaus gegangen und auf meine Kosten getrunken hätten. Während sie aber

im lebhaftesten Streite waren, ging ich, der Gegenstand desselben, zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, durch die Hausthüre zum Mainzerthor, und zog mich vor der Stadt rechts in die Weinberge hinein, wo ich mich versteckte und bald sah, wie man mit Laternen an den Rhein ging und die Schiffe untersuchte, ob ich nicht darin versteckt liege.

Ich lief nun die ganze Nacht fort, ließ Mainz links, und kam endlich an einen Hof, in dem ich Licht sah. Ich ging darauf zu, klopfte an und gab mich für einen Handwerksburschen aus, der den Weg verfehlt habe. Man öffnete mir, machte mir eine Milchsuppe, und als ich im Lauf des Gesprächs äußerte, ich wolle nach Mannheim, bot mir der Herr des Hofes an, mit seinen Knechten hinein zu fahren, die in wenigen Stunden mit Getreide hinein fahren würden. Dieses Anerbieten nahm ich mit Dank an, bat mich zu wecken und legte mich jetzt wieder zum Schlafe nieder; denn das viele Trinken vom vorigen Tage und der Nachtmarsch hatten mich sehr ermüdet. Ich mochte ungefähr eine Stunde geschlafen haben, als man mich weckte; ich stieg auf einen Wagen; sie machten mir eine Lagerstätte darauf und so fuhren wir fort. Mittags um 12 Uhr hielten wir einige Stunden vor Mannheim; ich hatte den ganzen Weg über geschlafen; jetzt aber aß ich mit den Knechten gut zu Mittag, und bezahlte Essen und Wein für sie. Um 4 Uhr Nachmittags waren wir in Mannheim. Ich stieg ab, ging zu Fuß über die Rheinbrücke, und erkannte gleich auf den ersten Blick in der Schildwache am Ende der Rheinbrücke einen guten Bekannten, mit Namens Käs, der zu meiner Zeit von Hohenasberg desertirt war. Er sprach mich auch sogleich an, und bezeichnete mir ein Wirthshaus, wo er gleich nach seiner Ablösung sich einfinden wolle. Wirklich kam er auch bald, und mit ihm zwei andre, die früher ebenfalls auf Hohenasberg mit mir gelegen waren. Sie konnten sich indeß heute nicht lange aufhalten, weil sie alle drei auf der Wache waren; nach-

dem wir gegessen und getrunken hatten, mußten sie zurück, versprachen mir aber, den andern Morgen um 9 Uhr, zu welcher Zeit damals in der Pfalz die Ablösung war, wieder zu mir zu kommen. Ich blieb über Nacht; am andern Tage, zur bestimmten Stunde, kamen meine Asberger Cameraden. Wir ließen es uns zusammen schmecken, und ich ging um 12 Uhr mit ihnen zum Verlesen in ihre Caserne. Diese gefiel mir nnd ihre blaue Uniform mit rothen Aufschlägen und Rabatten, weißen Lützen, rothen Kragen ebenfalls. Nach dem Verlesen gingen wir wieder in's Wirthshaus, es kamen Unterofficiere zu uns und ich ließ mich bereden, gegen ein Handgeld von 24 Thalern auf acht Jahre Capitulation zu nehmen. Am folgenden Morgen wurde ich dem Oberst des Leibregiments vorgestellt, eingekleidet, schwur zur Fahne und kam zur zweiten Compagnie.

Ich exercirte nun zuerst acht Tage und that dann auch ein paar Wochen Dienst, — kurz es gingen ungefähr vier Wochen hin, bis in einem, eine Stunde von Mannheim entfernten Orte Kirchweih war; wir Landsleute gingen hinaus zum Tanze, verspäteten uns hier, und sahen plötzlich, daß wir nicht mehr zum Verlesen kommen würden. Die drei Landsleute waren schnell besonnen und sagten: „Wir gehen nicht mehr nach Hause, wir gehen zu den Kaiserlichen.“ — „Dann,“ sagte ich, „gehe ich auch nicht mehr nach Hause, sondern mit Euch.“ Dieß hörte Einer, der neben uns stand, zeigte es den österreichischen Werbern, die im Dorfe waren, an, und plötzlich erschienen diese und fragten uns, ob wir Dienst bei Oesterreich nehmen wollten. Wir konnten nun nicht anders, als ja sagen. Da wir noch auf pfälzischem Boden waren, hingen sie uns — es waren zwei Werbsergeanten und zwei Commandirte — ihre Mäntel um, führten uns in ein anderes Wirthshaus, und bis wir hier eine Flasche Wein zusammen tranken, stand ein mit vier Pferden bespannter Wagen vor der Thüre; wir saßen auf, und in zwei Stunden waren wir frei. —

Unweit der Gränze kamen wir in ein Dorf, wo der kaiserliche Werboffizier seinen Aufenthalt hatte, uns in Empfang nahm, unser Handgeld ausbezahlte, und uns nach Frankfurt in den rothen Ochsen, wo das Werbhaus war, ablieferte. Hier wurden wir eingekleidet, und zwar erhielten wir nur weiß, weil man noch nicht wußte, zu welchem Regiment wir eingetheilt würden. Unsre pfälzische Uniform verkauften wir an Juden; meine Uhr hatte ich, um nicht verrathen zu werden, schon in Mannheim verkauft, wo ich überhaupt meine Desertion in Bingen Niemanden anvertraute. Als wir zwei Tage in Frankfurt waren, brachte man die zwei Soldaten, die mich in Bingen hätten bewachen sollen, geschlossen in's Werbhaus. Ich erkannte sie auf den ersten Blick, sie aber mich nicht, und nach meinem Namen hatten sie mich in Bingen gar nicht gefragt. Ich fragte sie, warum sie geschlossen geführt würden, und Einer antwortete mir: Vor etwa vier Wochen sei so ein „dummer Schwob" gekommen, und sei ihnen davon gelaufen. Ich dachte, der Schwab ist doch so dumm nicht gewesen. Ich fragte, ob sie auch trinken dürften; sie antworteten: Ja, aber sie haben kein Geld; ich schenkte hierauf den armen Teufeln, an deren Unglück ich Schuld war und die nachher in Wien Spießruthen laufen mußten, je einen Sechsbätzner. Wenige Tage darauf wurden sie mit einigen Rekruten nach Günzburg, Reutte, Insbruck transportirt. Wir aber blieben in Frankfurt noch vierzehn Tage, bis unser Transport fünfzig Mann stark war; dann gingen wir nach Eger ab; von Eger über Pilsen, Budweis, Linz, auf der Donau nach Stein und Krems, und erreichten am folgenden Tage Wien. Hier wurden wir in das Regiment Neigebaur (früher Megazi) eingetheilt, und fuhren nach einem zweitägigen Aufenthalt in Wien auf der Donau an Komoren vorbei, nach Preßburg und Ofen, Neusaß, Peterwardein, Semlin. Hier stießen wir zu unserm Regimente, unsere Uniformen wurden vervollständigt; nach vierzehn Tagen waren wir fix und fertig und exercirten nun fleißig.

Plötzlich verlangte der Obergeneral Laudon, der die ganze Armee gegen die Türken kommandirte, 20,000 Freiwillige, um Sturm auf Belgrad zu laufen. Ich meldete mich; bald waren die 20,000 Mann beisammen, und wir standen fertig vor der Stadt. Nun aber sah der Befehlshaber ein, daß es allzu viele Menschen kosten würde, und griff daher zu einem andern Mittel. Man ließ Sappeurs und Artilleristen arbeiten, wir mußten Sandkörbe und Faschinen machen, und gruben einen zwei Stunden langen Hohlgraben. Es war im Oktober an einem Samstag, als der Befehl gegeben wurde, viele Feuer im Lager zu machen. Wo sonst ein Feuer brannte, wurden heute zwei angezündet; türkische Musik mußte spielen, man tanzte im Lager herum, so daß die Türken nicht daran denken konnten, wir würden heute aufbrechen. Aber in der Nacht brachen 20,000 Mann auf, schlugen eine Schiffbrücke über die Donau, und zogen unbemerkt mit Kanonen und Haubitzen auf eine Anhöhe, welche die Stadt Belgrad beherrschte. Jetzt schickte Laudon in die Stadt, und ließ sie zur Uebergabe auffordern, im andern Falle werde sie ganz zusammengeschossen werden. Der Pascha aber antwortete, er ergebe sich nicht. Des Morgens um 2 Uhr begann das Bombardement, und dauerte drei Tage ununterbrochen fort, so daß die Stadt fast ganz zusammengeschossen wurde. Endlich sandte der Pascha einen Parlamentär und bot die Uebergabe der Stadt unter der Bedingung an, daß die Türken freien Abmarsch haben sollten. Dieß wurde zugestanden; die Türken zogen zu einem Thore hinaus, und wir zum andern hinein. Aber wir fanden wenig zum Plündern; was nicht zusammengeschossen war, hatten die Juden in der Ratzenstadt verschleppt. Die Türken zogen sich auf der Donau nach Konstantinopel zurück; wir blieben vierzehn Tage bei Belgrad liegen, bis unser Regiment nach Peterwardein befehligt wurde. Hier lagen über 30,000 Mann, namentlich an der Ruhr, krank; ich selbst lag vier Wochen am hitzigen Fieber darnieder und erholte mich

mit Mühe. In Neusaß bezogen wir Winterquartiere, und kamen dann über Pesth nach Wien zurück.

Hier war inzwischen Joseph II. gestorben und Leopold II. kam auf den Thron. Bald nach unserer Ankunft in Wien fand die Huldigung in der Stephanskirche statt; wir mußten Spalier machen und den Zug hindurch lassen. Mittlerweile schien uns Krieg zwischen Preußen und Oestreich bevorzustehen, und wir wurden nach Mähren und Schlesien beordert, und kamen nach Ollmütz und Folneck. Wir blieben hier mehrere Wochen und konnten gehen, wohin wir wollten.

Diese Freiheit erweckte in uns wieder Desertionsgedanken. Ich wollte es wieder mit den Preußen probiren, die sieben Stunden entfernt in Troppau lagen. Da sie aber in Preußen meinen Namen hatten, so zerriß ich zuvor meinen Taufschein, um unter fremdem Namen auftreten zu können. Ich begab mich, allein, in den Wald, der die ganze Umgegend von Folneck bedeckt, und suchte mir, scheinbar, harmlos eine Art von Schwämmen, die einen angenehmen Geschmack haben. Schon war ich drei Stunden weit im Walde fortgeschritten und nur noch eine Stunde von Troppau entfernt, als mir zwei Bauern, Vater und Sohn, begegneten, die mich an der Uniform erkannten und fragten, was ich hier mache. Ich gab vor, ich suche Schwämme zum Nachtessen. — „Ja was," meinte der Aeltere, „Euer Regiment liegt ja drei Stunden von hier; Ihr seyd's arretirt, Ihr müßt mit mir hinein zum Stab." Es lag nämlich eine Viertelstunde von dem Orte, wo wir uns befanden, in einem Dorfe ein anderes österreichisches Regiment, zu dem mich die Bauern führen wollten. Mir war bei der Sache nicht recht wohl zu Muth; es waren zwei ziemlich starke Kerle, gegen die ich allein nichts anfangen konnte. Sie nahmen mich in ihre Mitte und so liefen wir den Fahrweg im Walde fort, bis dieser vor einem tiefen Abgrund vorbeiführte. Diese Gelegenheit ergriff ich, um mich zu retten. In der Ueberzeugung, wenn ich mich nur des Sohnes entledigt haben würde,

werde ich dem Alten schon entwischen können, faßte ich mit starkem Arm den Jungen und stürzte ihn in den Abgrund hinab. Dann sprang ich fort und eilte in mein Quartier zurück, wo ich in zwei Stunden ankam, nachdem ich im Walde mehrere Male gefallen war. Als der Corporal mich fragte, woher ich die grünen Kniee habe, sagte ich, ich sei mit einem Mädchen im Walde gewesen und damit war Alles gut. Des andern Tages rieb ich die grünen Flecken mit Pfeifererde wieder aus den Hosen heraus.

General Laudon war indessen gestorben und somit unterblieb der Krieg gegen Preußen. Wir kamen, einige Tage nach meinem letzten Abenteuer, nach Olmütz und von da nach Wien zurück. Von Wien zogen wir über Neustadt, Klagenfurt, Spital nach Innsbruck.

Als wir einige Tage hier gelegen waren, fehlte ein Gefreiter. Da ich einen Feldzug bei Oesterreich mitgemacht und mich gut gehalten hatte, zog mich der Hauptmann der Compagnie heraus und stellte mich Morgens 10 Uhr als Gefreiten der Mannschaft vor. Bei solchen Gelegenheiten ladet der neugebackene Unteroffizier, nach einem überall geltenden Gebrauch, die andern Unterofficiere zu einem Trunk ein. Auch wir gingen in die Stadt und wollten uns gütlich thun. Als wir die Kaserne verließen, zog die Schildwache, ein genauer Kamerad von mir, aus Spaß das Gewehr vor mir an. Zur Erwiederung zog ich einen Sechser aus der Tasche, gab ihn der Schildwache und sagte: „Da hast Du einen Sechser zu einem Branntwein, ich weiß wohl, wie's einem gemeinem Soldaten ist.“ Wir tranken im Wirthshaus und wurden lustig, nur zu lustig. Um vier Uhr Nachmittags sollten wir zum Verlesen in die Kaserne; ich wollte nicht gehen, räsonnirte und schimpfte; endlich führten sie mich in die Kaserne, wo die Compagnie eben antrat und der Hauptmann schon zugegen war. Dieß hinderte mich keineswegs, in meinem Räsonniren fortzufahren: was ich denn davon habe, Gefreiter zu

seyn, da ich ja nicht einmal vom Verlesen frei sei. Der Hauptmann, der dieß mit anhörte, ließ auf der Stelle die Schranne holen; ich wurde degradirt und mit 25 Prügeln beehrt, wovon ich jedoch in meiner Betrunkenheit nichts spürte. Hierauf zog man mich aus und legte mich ins Bett. Am folgenden Morgen stand ich auf, in der Ueberzeugung, noch Gefreiter zu sein, und weckte zum Exerciren. Jetzt hieß es plötzlich: „Was wollt's? seyd's kein G'freiter mehr; seyd's jo degradirt word'n und hob'n's noch Prügel derzu kriegt." Ich hatte geglaubt, ich sei diese Nacht schlecht gelegen, jetzt wurde mir auf einmal klar, warum mich mein Hintertheil ein wenig schmerzte. — So war ich einmal sechs Stunden lang Gefreiter.

Die Folge dieses Abenteuers war, daß man mir nicht mehr traute. Wenn die Wache aufzog, so hatte man drei Unterscheidungen: die Namen der „Vertrauten," d. h. derer, denen man vertrauen konnte, waren schwarz geschrieben, die Namen der „Unvertrauten" roth, die Namen der „Halbvertrauten" grün. Mein Name war von jetzt an immer roth geschrieben und Posten von irgend einer Wichtigkeit wurden mir nicht anvertraut.

Sechs Tage nachher spielte sich mir die Gelegenheit zu einer Desertion auf die seltsamste, jedoch mir gar nicht unangenehme Weise in die Hand. Ich kam auf die Hauptwache und zwar vor's Gewehr. Es war Nachts zwölf Uhr. Ich lag auf der Pritsche und mußte nun auf meinen Posten. Auf einer Pritsche neben mir lag ein junger Ungar, der auf die Isarbrücke bestimmt war, und schlief. Plötzlich wurde commandirt: Allons, Isarbrücke herunter! Da der Ungar keine Antwort gab, so dachte ich für heute einmal seinen Posten zu versehen, ging in der Dunkelheit von meinem Lager herab und wurde arglos auf die Isarbrücke geführt. Die Schildwache kam mir bereits entgegen, rief mir das gewohnte „Nichts Neues!" zu und ging mit dem Gefreiten auf die Wache zurück, ich aber machte mich, sobald sie sich etwas entfernt hatten, über die Brücke aus dem

Staube. Ich lief noch fünf Stunden in dieser Nacht; als es Tag wurde, zog ich mich ins Gebirge und wartete in einem Walde, bis es Nacht wurde. Nun machte ich mich wieder auf die Landstraße und ging bis auf drei Stunden vom Gränzort Reutte; hier aber mußte ich durch einen Paß, an welchem Schildwachen aufgestellt waren. Zudem wurde es Tag; ich versteckte mich in ein Heumagazin, und da ich seit meinem Abgang von Innsbruck nichts gegessen hatte, verzehrte ich in der Heustätte einen rohen Krautkopf den ich zuvor noch zu finden das Glück gehabt hatte. Ich brachte hier den Tag zu; mit dem Anbruch der Nacht machte ich mich aus meinem Versteck hervor. Auf einem Umweg von zwei Stunden umging ich den Paß und nun hatte ich noch drei Stunden bis zur Gränze; ich lief bis gegen Tag, kam jetzt aber wieder an einen Paß, ganz in der Nähe von Reutte. Es war eine 11—12 Fuß hohe Mauer von einem Berg zum andern gezogen, ich machte mich den Berg hinauf und je höher ich hinaufkam, desto niederer wurde die Mauer. Endlich kam ich an eine Stelle, wo ein Tannenbaum mit einem großen Ast über die Mauer zu mir herüberreichte. Hier kletterte ich nun auf die Mauer, ging auf dem Ast hinüber und ließ mich an der Tanne hinab, wobei ich mein Caskett verlor, das ins Gebüsch herabfiel und das ich nicht mehr auffinden konnte. Doch wie gern ging ich ohne Kopfbedeckung, kam ich doch jetzt gleich an einen See, an welchem das kaiserliche und das bairische Wappen neben einander standen. Ich war über der Gränze und frei. Ich hatte von Belgrad aus noch 60 Patronen in der Tasche und that daher den See entlang zehn Freudenschüsse. Diese machten die bairischen Chevauxlegers, die in der Nähe postirt waren, aufmerksam; sie saßen zu Pferde, ritten mir entgegen und untersagten mir mein Schießen, nachdem sie gehört hatten, daß ich Deserteur sei. Uebrigens nahmen sie mich freundlich auf, fragten mich, woher ich komme, wie lang ich unterwegs gewesen, und führten mich mit

in einen Hof, worin zugleich eine Brauerei war. Hier verkaufte ich an den Wirth Gewehr, Säbel und Tasche um einen kleinen Thaler, ließ mir etwas kochen, allein durch das lange Fasten, die rohe Speise, die ich zu mir genommen hatte und die anstrengenden Nachtmärsche war mein Magen so erschöpft, daß er nichts bei sich behalten konnte. Die Chevauxlegers ließen mir nun warmes Bier mit Eiern machen, und dieß that meinem Magen wieder wohl. Gegen Abend nahmen mich die Chevauxlegers in ihr Wachthäuschen, in welchem sie zu acht wohnten, kochten mir eine Suppe und ich blieb zwei Tage bei ihnen, weil meine Füße sehr verletzt waren. Ich äußerte, ich wolle entweder nach Hause, oder wieder Dienste nehmen, und sie redeten mir zu, mich zum zweiten Grenadierregiment anwerben zu lassen. Da sie für jeden Rekruten, den sie brachten, zwei Kronenthaler erhielten, so konnten sie mir schon zureden. Ich ließ auch meine Einwilligung bald folgen, und erhielt, wie in der Pfalz, auf eine Capitulation von acht Jahren vierundzwanzig Thaler. Sie setzten mir nun, da ich mein Caskett verloren, eine alte Commismütze auf und begleiteten mich sodann nach München, wohin wir drei Tage zu reisen hatten. In München traf ich fünf oder sechs Kameraden von Neigebaur, die vor mir desertirt waren. Ich wurde eingekleidet, schwur zur Fahne und blieb diesen Winter (1790—1791) auch wirklich in München. Aber länger als bis zum März hielt ich es nicht aus. Am ersten dieses Monats entfernte ich mich mitten aus dem Lager, das vor München, in der Nähe des englischen Gartens, stand, an dessen Erbauung wir damals arbeiten mußten, mit einem Tyroler und einem Baiern Namens Christel, der zuvor bei Würtemberg gestanden hatte, und den ich von Hohenasberg aus kannte. Wir schlugen den Weg nach der Glashütte in Tyrol ein und liefen die ganze Nacht. Des Morgens kamen wir im Walde zu Köhlern. Wir erfuhren von diesen, daß wir bis zur Glashütte noch acht Stunden Wegs

hätten; es gehe immer durch den Wald und es sei der Weg schwer zu finden. Auf dieß hin bot ich dem Einen einen Sechsbätzner an, wenn er mit uns gehe und uns den Weg zeige. Er antwortete: im Augenblicke könne er von seinem Kohlenhaufen nicht fort, wenn wir aber warten wollten, bis sein Kamerad komme, sei er bereit. Nach einer Viertelstunde kam dieser und jener machte sich mit uns auf den Weg, nachdem ich ihm die versprochene Belohnung zum Voraus gegeben hatte. Er ging mit uns drei Stunden lang durch den Wald. Als wir zum Walde hinauskamen, fragte er uns: Ihr seid gewiß Deserteure? Wir gestanden ihm die Wahrheit, worauf er erwiederte: Es ist gut, daß ihr es mir gesagt habt, sonst wäret ihr hier gerade den Schergen in die Hände gelaufen; jetzt will ich euch zeigen, wie ihr sie vermeiden könnt. Der gute Mann ging nun noch eine starke Stunde mit uns, zeigte uns dann ein Thal und wies uns an, in diesem Thale fortzugehen bis wir an's Gebirge kommen würden; hier würden wir einen Fluß sehen, den wir zu unsrer Rechten liegen lassen und geradezu etwa eine Stunde lang das Gebirge hinaufsteigen sollten; hier würden wir alsdann einen Weg finden, der links auf die Alpen gehe, diesen sollen wir einschlagen. Er wünschte uns hierauf glückliche Reise und ging zurück. Wir liefen nun in dem Thale fort, es wurde Abend und wir gingen bis Nachts zwölf Uhr. Nun legten wir uns im Walde nieder und ruhten einige Stunden. Um etwa drei Uhr brachen wir wieder auf, stiegen den Berg hinan und plötzlich verloren wir im Walde den Tyroler, sei es, daß er freiwillig wegging, sei es, daß er auf eine andere Weise von uns weggeführt wurde. Wir riefen laut und oft seinen Namen, ohne Antwort zu erhalten. Als es Tag wurde, hatten wir den Gipfel des Berges erreicht. Hier war Alles öde und kein lebendes Wesen zu sehen. Nach Anweisung des Köhlers ließen wir nun die Glashütte links und stiegen rechts hinunter, um an den Paß

der Kaiserlichen zu gelangen. Der Berg war jäh und wir kamen nur mit Mühe hinunter. Als wir glücklich hinabgekommen waren, rief eine Weibsperson von einer Anhöhe uns zu, wir sollen doch zu ihr hinkommen; wahrscheinlich hielt sie uns für kaiserliche Deserteure. Wir gingen aber unsern Weg fort und kamen nach ungefähr einer Stunde an den Paß, der einem Thore glich und an welchem der kaiserliche Doppeladler hing. Nun waren wir frei. Das geschlossene Thor öffnete sich bald, als wir läuteten und man ließ uns ein. Hungrig und durstig, wie wir waren, ließen wir uns sogleich Branntwein, Brod und Käse geben, wofür wir von unsern letzten vierundzwanzig Kreuzern zwölf Kreuzer bezahlten. Wir warteten bis zwei Uhr auf den Tyroler, aber er kam nicht; dann brachen wir auf und kamen bis eine Strecke vor Hall. Hier blieben wir bei einem Bauern auf dem Heu über Nacht, der uns das Nachtessen noch dazu unentgeldlich gab. Am folgenden Morgen gingen wir auf dem Wege nach Innsbruck zu und wollten eben um die Stadt herumgehen, als kaiserliche Soldaten uns anhielten und in die Stadt hineinführten. Sie sagten, es seien schon so viele kaiserliche Deserteure wieder eingeliefert worden, daß man von jetzt an jedem fremden Deserteur einen Paß gebe. Ich hatte etwas Aehnliches vorausgesehen und daher gleich vor München mit meinem Begleiter Christel verabredet, daß ich nicht Steininger aus Schwaben, sondern Löffler aus Straßburg sei und schon sieben Jahre neben ihm in Baiern gedient habe. Daher brachte es mich nicht sehr in Verlegenheit, daß wir in eine Kaserne auf die Wache geführt wurden. Hier aber standen noch fünfzig Mann von meinem Regimente (Neigebaur), das im Ganzen schon weggezogen, und von welchem die fünfzig Mann wahrscheinlich im Spital zurückgeblieben waren. Dieß war mir sehr unangenehm, namentlich als ich meinen ehemaligen Schlafkameraden erkannte. Ich legte mich, wie wenn ich müde wäre, auf die Pritsche, und zwar auf's

Gesicht. Aber mein Schlafkamerad hatte mich schon gesehen und trat daher, als ein guter, einfältiger Oesterreicher, zu Christel und fragte ihn nach meinem Namen. Dieser erwiederte ganz einfach: ich heiße Löffler und sey aus Straßburg. Der Oesterreicher entschuldigte sich nun: er habe nicht umsonst gefragt, es sei vor ungefähr sechs Monaten ein Schwabe mit Namen Steininger desertirt, der mit mir eine auffallende Aehnlichkeit habe. Christel sagte nun blos noch: wir zwei seien sieben Jahre lang bei Baiern miteinander gestanden, womit sich dann der Oesterreicher zufrieden gab.

Nach einer halben Stunde wurden wir zum Commissär geholt, der in einem Buche alle Deserteure aufgeschrieben hatte. Er fragte nach unsern Namen und schlug nach dem Christel aus München und Löffler aus Straßburg lange nach, ohne sie zu finden. Im Blättern sah ich meinen Namen deutlich genug im Buche stehen. Als er unsere Namen nicht fand, fragte er uns, ob wir Dienst nehmen wollten, was wir aber ablehnten. Nun gab er der Ordonnanz einen Zettel, um uns aufs Rathhaus zu führen und uns einen Paß geben zu lassen. Auf dem Rathhaus trafen wir, gleich beim Eintritt, ein junges hübsches Tyrolermädchen, das meine Uniform (Kurprinzgrenadiere) erkannte und das in München übliche Sprichwort gebrauchte: „Kurprinz, da stinkts!" um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich fragte sie, woher sie das wisse und erhielt die Antwort: sie habe in München gedient, ein Soldat bei Prinz Max sei ihr Liebhaber gewesen, vor sechs Tagen sei sie in München mit ihm fort mit weiteren vier Deserteuren und auf dem Wege seien sie verjagt und sie von ihrem Liebhaber entfernt worden. Hier wolle sie sich jetzt einen Paß holen und nach Reutte zurückgehen, um ihren Liebsten dort zu treffen. Ich sagte ihr nun, ich gehe selbst auch nach Reutte, sie solle nur mit mir gehen. Inzwischen wurden wir hineingerufen und die Tyrolerin blieb unten. — Drinnen fragte man uns:

wohin wir reisen wollten? und wir sagten: nach Hause, ich nach Straßburg, Christel nach Würtemberg, denn hier gab er sich wieder für einen Würtemberger aus. Sie wollten uns nun zusammen einen Paß schreiben, Christel aber sagte: er sei verheirathet und seine Frau werde wahrscheinlich in Augsburg oder in der Umgegend auf ihn warten, er müsse daher einen Paß für sich und seine Frau allein haben. So erhielt auch ich einen Paß, und da mir eben das Tyrolermädchen wieder einfiel, so ließ auch ich in meinen Paß setzen, ich sei verheirathet. Als man mich nach dem Namen meiner Frau fragte, gab ich an: Christiane Lämmlerin. Als wir mit unsern Päßen auf die Straße kamen, stand das Mädchen noch da und fragte mich, ob ich einen Paß habe. Ja, antwortete ich, für uns beide. Sogleich sagte mir das Mädchen zu, sie gehe mit mir, nur wolle sie zuvor Geld bei ihrem Pfleger holen, gab mir aber ein Wirthshaus vor der Stadt an, wo wir sie erwarten sollten.

Wir gingen zur Stadt hinaus, über die Isarbrücke hinüber und schlugen den Weg nach Reutte ein. Ich war unschlüssig, was ich thun sollte: auf das Mädchen warten, das uns wahrscheinlich zum Narren hatte? Doch entschlossen wir uns endlich, in dem bezeichneten Wirthshause zu warten. Da aber unsere beiderseitige Kasse nur noch 12 kr. enthielt, konnten wir es nicht weiter treiben, als bis zu einem Branntwein und Brod. Nach ungefähr einer halben Stunde kam das Mädchen wirklich nach. Als sie von uns gehört, daß wir noch nichts gegessen hätten, bestellte sie sogleich einen Eierkuchen mit Speck und eine Flasche Wein. Wie es ans Bezahlen ging, zog sie einen Beutel heraus, in welchem etwa 60 fl. enthalten waren. Als wir hinauskamen, sagte sie, wir wollten heute nun noch vier Stunden gehen, bis in einen Ort, wo sie mit Wirthsleuten verwandt sei; dort lasse sich gut übernachten. In diesem Wirthshause solle ich mich dann für den Bruder ihres Liebhabers ausgeben,

mit dem sie in München weggegangen sei. In dem Wirthshaus ging Alles nach Wunsch. Wir lebten flott und vergnügt; es fand sich ein Spielmann vor, der uns aufspielte, und so tanzten wir bis in die Nacht hinein. Des andern Morgens tranken wir zum Frühstück Kaffee und setzten unsere Reise nach Reutte fort. Hier übernachteten wir im Löwen und das Mädchen sah sich ganz als meine Geliebte an. Da es am folgenden Tage regnete, blieben wir und setzten erst am dritten Tage unsere Reise fort. Da das Mädchen nach ihrem vorgeblichen Liebhaber sich gar nicht umsah, so vermuthe ich, die ganze Erzählung sei unwahr gewesen. Sie schloß sich ganz an mich an. Christel begleitete uns noch in einen, eine halbe Stunde von Reutte entfernten, Ort und kehrte hier noch mit uns ein. Von hier aus wandte er sich nach Augsburg und das Mädchen schenkte ihm auf den Weg einen Kronenthaler. Ich hörte nie mehr etwas von ihm; da er zuvor schon einmal mit Sattel und Zeug desertirt war, so wurde er, falls man ihn einlieferte, unfehlbar gehängt.

Nach zweimaligem Uebernachten kam ich mit meiner Tyrolerin, rechts an Bregenz, wo ein Bataillon vom Regiment Neigebaur lag, vorbei, nach Lindau, wo wir in einem Wirthshaus am Hafen übernachteten. Wir wollten am folgenden Tage über den See nach Rorschach fahren; da aber der Wind ungünstig war, so hätten wir über Bregenz fahren müssen, und dieß wagte ich nicht. Wir blieben daher in Lindau und hofften auf besseres Wetter; da jedoch am andern Tage das Wetter eben so schlecht war, gingen wir zu Fuß nach Buchhorn (dem jetzigen Friedrichshafen), ließen uns hier über den Canal führen, gingen weiter und blieben in Meersburg über Nacht. Von hier aus gingen wir am folgenden Morgen nach Singen, einem unter der Festung Hohentwiel gelegenen Dorfe. Unterwegs begegnete mir mein früherer Hauptmann vom Regiment Neigebaur, und fragte mich, da er mich nicht kannte, ob ich nicht Dienst nehmen wolle bei Oesterreich.

Ich sagte aber: Nein, ich sei ein Schweizer und wolle nach Hause. — Ehe wir nach Singen kamen, ruhten wir unter einem Baume aus; da kam ein Invalide von Hohentwiel vorbei; ich ergriff diese Gelegenheit, um nach meinem Vater zu fragen und mußte dann zu meinem großen Schmerz hören, daß er vor vier Monaten begraben worden sei.

Im Wirthshaus zu Singen traf ich kaiserliche Werber, die mich durchaus zu meinem eigenen frühern Regimente Neigebaur, von dem ein Bataillon in Bregenz und das andere in Constanz lag, anwerben wollten. Sie sagten mir auch: ich dürfe verheirathet sein, das mache nichts. Allein ich antwortete: verheirathet sei ich nicht, und zudem wolle ich überhaupt nicht Soldat werden. Noch am nämlichen Tage gingen wir nach Schaffhausen. Hier war im Bären das Werbhaus nach Piemont: man warb zu drei Regimentern an: Kalbermatt (mein eigenes früheres), Royal allemand und Sigrist. Da ich meinem Mädchen versprochen hatte, es zu heirathen, so mußte ich wohl zum Schein auch gegen den Werboffizier meine entschiedene Absicht aussprechen, mich mit dem Mädchen zu verheirathen. Allein ich wußte recht wohl, daß das Heirathen der Soldaten damals in Piemont gar nicht mehr erlaubt war. Der Werboffizier sagte dem Mädchen kurz, sie solle nach Hause gehen und ihm ihre Adresse geben, wenn es beim Regiment an Weibern fehle, wolle er sie hineinkommen lassen. Dadurch wurde das Mädchen sehr aufgebracht, behauptete jetzt, von mir schwanger zu sein und versicherte, sie werde ihr Kind in das Werbhaus bringen. Der Hauptmann beschwichtigte sie endlich einigermaßen dadurch, daß er ihr von meinem Handgeld, das zwei Kronenthaler betrug, einen Kronenthaler einhändigte. Nachdem sie noch eine Nacht mit mir zugebracht hatte, kehrte sie zurück; wir aber blieben drei Wochen in Schaffhausen, und hatten während dieser Zeit 30 kr. täglich zu verzehren. Acht Tage nach mir kamen vier Deserteure von Neigebaur aus Constanz und mehrere Handwerksbursche. So

wurden wir endlich zwölf Mann stark und der Transport ging voran. Wir machten genau denselben Weg hinein, den ich bei meiner Desertion aus Piemont verfolgt hatte; über Turin, Asti, Alessandria kamen wir nach Tortona, wo wir eingekleidet wurden und wieder exerciren mußten. Daß man mir in Tortona, wo ich mein Handgeld erhielt, jenen Kronenthaler, den das Mädchen erhielt, in Abzug brachte, verstimmte mich schon sehr. Dennoch gab ich den dringenden Bitten einiger Baiern, die bei uns standen, nicht nach, welche beständig wollten, ich solle mit ihnen nach Genua desertiren. Ich hielt es für besser, allein zu gehen. Von selbst versteht sich übrigens, daß ich immer noch, nach meinem in Innsbruck ausgestellten Passe, Löffler hieß, denn der Name Steininger hätte hier zu bösen Häusern führen können.

Bald kam ich nun auf die Wache und zwar auf einen Posten, den man den Kapuzinerwinkel nannte und auf dem man, weil es hier sehr tief vom Wall auf den Graben hinabging, diejenigen aufstellte, denen man am wenigsten vertraute. Ich kam Mittags von 12—2 Uhr auf die Wache. Hier untersuchte ich nun die Sache, sah nach Genua hinüber, das nur sieben Stunden entfernt ist und stieg jeden Augenblick auf die Brustwehr, aber es war zu gefährlich, die Höhe betrug vielleicht 60 Schuh. Ich benützte nun meine freie Zeit auf der Wache und schliff mein Messer recht scharf, und als ich Nachts um 12 Uhr wieder auf denselben Posten kam, zerschnitt ich der Länge nach mein Bandelier und meine Säbelkuppel und machte daraus einen langen Strick. Hierauf steckte ich das Bajonnet fest in ein Loch der Mauer, band den Strick daran und schrieb dann ins Schilderhaus mit Kreide folgenden deutschen Vers:

In Schaffhausen bin ich angeworben,
In Piemont bin ich sehr verdorben;
Man muß liegen wie ein Hund und fressen wie ein Schwein,
Der Teufel möcht' mehr in Piemont seyn.
Da G'wehr, steh' du Schildwacht,
Ich will sehen, was der König von Frankreich macht.

Ich ließ mich nun langsam und vorsichtig an dem Stricke hinunter und als er zu Ende ging, blickte ich in den Graben hinab. Es war noch sehr tief: allein es mußte einmal seyn und so ließ ich denn in Gottes Namen die Hand los und sprang unten glücklich auf meinen Füßen auf. Ich lief nun die ganze Nacht fort und kam des Morgens an den Po, der die Gränze bildet. Drüben war ich frei, aber wie hinüberkommen? Vergebens sah ich mich nach einem Mittel um, das mir hätte hinüberhelfen können. Endlich sah ich einen Hof, ging darauf zu und entdeckte in der Nähe desselben ein Netz. Daraus schloß ich, daß in der Nähe auch ein Nachen sich finden werde, und wirklich fand ich, nach langem Suchen, einen Fischerkahn im Gebüsch versteckt. Mit einem Steine schlug ich das Schloß auf, ruderte mit den Händen aus dem Gebüsch hervor, jetzt faßte mich der Fluß und in weniger als einer Viertelstunde hatte mich die Strömung an das andere Ufer geworfen. Ich faßte hier das Gebüsch, hemmte dadurch den Lauf des Nachens und band ihn mit einer Weide am Ufer fest. Bald war ich wohlbehalten in Genua, wo man mich nur mit wenig Worten ausfragte. Des andern Morgens sah ich mir die Stadt an und kam an den Hafen. Hier kam ein neapolitanischer Werber zu mir, der mit Rekruten sich einschiffen wollte und nach seinem Schiffe sah. Er rief mir, meine Uniform wohl kennend, alsbald zu: Piemontesischer Deserteur? was für ein Landsmann? Meinen österreichischen Paß hatte ich, nach meiner Entfernung aus Piemont, zerrissen und so gab ich mich nun wieder als Steininger aus Würtemberg an. Er bot mir neapolitanische Dienste an. Wählerisch konnte ich nicht sehr sein: wohin ich wollte, mußte ich durch Länder, denen ich schon gedient hatte und desertirt war, außer Rom und Neapel. Somit ließ ich mir 50 Pfund (gleich 50 Franken) Handgeld versprechen und ging mit dem Werber in's Wirthshaus zu seinen Rekruten.

Wir schifften uns noch an demselben Tage ein

fuhren vor Rom vorbei und langten nach etwa fünf Tagen in Neapel an. Hier wurden wir sogleich eingekleidet und in das Schweizerregiment Sigrist (gewöhnlich Christ genannt) eingetheilt. Wir lagen in einem zu einer Kaserne eingerichteten Kloster und exercirten ungefähr 14 Tage lang. Gleich als ich zum ersten Male auf die Wache kam, wurde ich mit zwei Würtembergern bekannt, Löffler von Reutlingen und Zottenwirth von Eßlingen. Wir thaten mehrere Wachen miteinander und sprachen oft auch zusammen vom Fortgehen. Wir wären nämlich alle drei gern in Rom gewesen, und da sie schon ein Jahr bei Neapel waren und somit alle Gelegenheiten besser kennen mußten, schloß ich mich natürlich an. Einst kamen wir wieder auf die Wache, und als wir Einiges zusammen getrunken hatten, beschlossen wir, diese Nacht zu desertiren. Wir kauften Bindfaden, um unsere Gewehre über den Wall hinabzulassen, und wußten es so einzurichten, daß wir alle drei zu gleicher Zeit auf den Posten und in dieselbe Gegend kamen. Ich und Löffler standen auf dem Wall am Thore nach Rom; Zottenwirth etwas in der Stadt. Alle Viertelstunden mußten die Schildwachen auf dem Walle einander zurufen: sentinelle, prenez garde à vous. Nachts, eine Viertelstunde vor ein Uhr kam Zottenwirth, der diesen Ruf nicht zu beantworten hatte, zu uns. Unsere Gewehre hatten wir schon hinab gelassen, und Zottenwirth schaffte nun auch das seinige hinunter. Da schlug es ein Uhr, der Ruf kam zu uns: Löffler antwortete zuerst; ich, durch meine nahe bevorstehende Freiheit schon übermüthig geworden, sagte, statt des vorgeschriebenen Rufes, im Scherz: Ich nehm' die Caputt, was nimmst du? Inzwischen war Zottenwirth hinter seinem Gewehre drein schon hinabgesprungen, ihm nach ich und dann Löffler, der beinahe auf mich hereingepurzelt wäre. Alle drei waren wir wohlbehalten drunten, kamen dann leicht zu den Festungswerken hinaus, zogen uns am Meer hingehend in's Gebirge und liefen die ganze Nacht. Als

es Tag wurde, versteckten wir uns in einen Felsen, und lagen bis zwei Uhr Nachmittags; dann brachen wir wieder auf, liefen die ganze Nacht, verloren das Gebirge und kamen in die Ebene herab. Des andern Morgens wußten wir nicht, wohin wir uns wenden sollten. Erschöpft und müde versteckten wir uns in einem Wäldchen und dachten sehr ernsthaft darüber nach, auf welche Weise wir unsern Hunger stillen sollten. Da erkannten wir am Geläute, daß ein Kuhhirt in der Nähe sein müsse. Da ich italienisch sprach, so wurde ich von meinen Kameraden an ihn abgefertigt, um einigen Mundvorrath herbeizuschaffen. Ich ging heraus und kam zu dem Kuhhirten. **Buon giorno, cavaliero! — Buon giorno. — Avete di pane? — Si signore, per me infino di sera.** — Ich sagte ihm nun, wir seien zu drei, er möchte uns doch Brod geben. Er gab mir, aber das war nicht genug für uns. Er verlangte nun Geld, dann wolle er uns holen. Ich gab ihm Geld, kehrte einstweilen mit dem erhaltenen Brode zu meinen Kameraden zurück, die im Augenblick damit fertig waren. Wir warteten lange auf die Rückkehr des Kuhhirten, über zwei Stunden. Endlich stand ich, von Löffler gedrängt, auf und sah mich nach ihm um. Aber kaum hatte ich einen Blick aus dem Wäldchen gethan, als ich zwar meinen Kuhhirten erblickte, aber zugleich mehr als zweihundert Bauern, die uns schon ganz umzingelt hatten. Ich rief den Andern und zeigte ihnen die angenehme Entdeckung. Löffler wollte Feuer geben, allein was hätte uns das genützt? Ich protestirte daher dagegen, und stimmte dafür, uns der Ueberzahl gefangen zu geben. So gingen wir denn hinaus und warfen unsere Waffen weg. Alsbald wurden wir ergriffen; man legte uns Daumenschrauben an und führte uns in das Rathhaus des nächsten Orts. Hier bekamen wir zu essen, übernachteten und wurden am folgenden Tage geschlossen auf einen Wagen gesetzt und mit drei Sbirren innerhalb zwei Tagen nach Neapel zurückgeführt. In Neapel, wo wir Nachmittags ankamen,

und auf das Rathhaus geführt wurden, begegneten uns Kameraden, die die Sache alsbald beim Regiment anzeigten, so daß auf der Stelle der Regimentsadjutant kam und sich überzeugte, was für Deserteure es seien, denn damals liefen hier von jedem Regimente alle Tage Soldaten weg. Wir blieben diese Nacht auf dem Rathhause; am folgenden Morgen wurden wir von einem Commando und dem Profosen abgeholt und geschlossen auf die Hauptwache gesetzt. Hier saßen wir, dem beständigen Spott unserer Kameraden preisgegeben, die uns verhöhnten: O, es geschieht Euch nicht viel, ihr werdet blos todtgeschossen! — Wir blieben zwei Tage auf der Hauptwache. Am Samstag hieß es: das Regiment rückt aus. Nun wußten wir schon, welche Stunde geschlagen hatte. Zum Ueberfluß sagte man uns noch, es werde heute Standrecht über uns gehalten. Das Regiment rückte auf den Exercirplatz aus; hier standen Tische und Stühle für den Auditor und das Kriegsgericht. Als Alles draußen parat war, kamen 24 Grenadiere und führten uns von der Hauptwache auf den Platz vor die Stadt hinaus. Die Uniform hatte man uns ausgezogen: wir hatten eine weiße Zipfelkappe auf, mit einer schwarzen Rose auf der Stirn, und ein weißes Zwilchwamms mit eben solchen Hosen an; auf dem Wamms hatten wir wieder zwei schwarze Rosen in der Größe eines Kronenthalers, die als Zielpunkte dienen sollten. So wurden wir hinausgeführt und mußten in das Carré treten, das gebildet war. Der Auditor fragte uns, ob uns die Kriegsartikel vorgelesen worden seien, und wir konnten dieß nicht läugnen. — „Nun, sagte er, so wißt ihr, was ihr bekommt." — Hierauf wurden wir wieder aus dem Carré geführt und das Urtheil drinnen über uns gesprochen. Bald rief man uns wieder hinein und las das Urtheil vor: „Wie wir selbst eingestanden, seien uns die Kriegsartikel bekannt, nach denen jeder, der vom Posten weg desertire, todtgeschossen werden solle. Wir seien somit alle drei zum Tode verurtheilt." — Nun wurden wir wieder

aus dem Kreis geführt und der Regimentsadjutant ging mit dem gesprochenen Urtheil zum König ab. Es dauerte drei Viertelstunden. Wir standen da, zum Tode verurtheilt, in unserer Armensünderkleidung, umgeben von vielleicht tausend neugierigen Menschen; gewiß keine beneidenswerthe Lage! Endlich kam der Adjutant zurück; es wurde Gewehr präsentirt und Marsch geschlagen und wir wieder ins Carré geführt. Hier stand eine Trommel und drei Würfel darauf, und schon hier ging mir ein Hoffnungsstrahl auf, ich hoffte, vielleicht müsse nur Einer sterben. Daß Verurtheilte um ihr Leben würfeln, war mir, als in Neapel und andern Staaten häufig vorkommend, schon längst bekannt. Es wurde uns nun die Abänderung vorgelesen, welche der König an dem ursprünglichen kriegsrechtlichen Urtheil angebracht wissen wollte. Es sollten zwei von uns erschossen werden und Einer am Leben bleiben; wir sollten somit, jeder mit einem Würfel, auf der Trommel um unser Leben spielen. Hierauf nahm der Auditor die Würfel, gab Jedem von uns einen in die Hand und sagte dann: „Macht mit einander aus, ob der Höchste oder der Niederste gewinnen soll.“ Löffler sagte: „Ich denke, Steininger, wir wollen dem Spiel sein Recht lassen: der Höchste soll gewinnen.“ Mir war's recht. Löffler fragte auch Zottenwirth, ob er's zufrieden sei, und dieser sagte Ja. Jetzt sprach der Auditor: „Fangt an.“ — Ich war muthig und wollte vorangehen, nahm den Würfel, ließ ihn auf die Trommel fallen und — hier lagen Sechs. — Hierauf sagte Löffler: „Ich will Dir nachfolgen,“ warf und warf vier. Er wurde todtesblaß. Zuletzt warf Zottenwirth zwei. Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust. Ihr Urtheil war gesprochen; ich war frei, durch ihr Unglück frei. Der Profos entledigte mich sogleich meiner Ketten und die zwei Unglücklichen wurden hinausgeführt, neben einander gestellt und mußten niederknieen. Ehe man ihnen die Augen verband, nahm ich mit Handschlag von ihnen Abschied. Er war dieß

wohl der traurigste Augenblick meines Lebens. Mir waren die Augen übergegangen, Löffler weinte, als er von mir Abschied nahm, nur Zottenwirth blieb fest, ihm wurde kein Auge naß. Drei Grenadiere wurden für Jeden aufgestellt und standen etwa sechs Schritte von ihnen entfernt; ich wurde seitwärts, ungefähr in einer Entfernung von sechs Schritten, postirt und mußte den Tod meiner Kameraden mit ansehen. Als man ihnen die Augen verbunden hatte, winkte der Adjutant mit dem Degen zum Fertigmachen; dann noch einen Wink und meine Kameraden lagen auf dem Kopf in ihrem Blute.

Neben den Leichen mußte ich stehen bleiben, bis das ganze Regiment vorbeidefilirt war: während ich jedoch so dastand, durften eine Menge Zuschauer sich mir nähern und mir Geschenke einhändigen, Niemand wehrte ihnen ab. Ehe ich in die Stadt geführt wurde, hatte ich schon über 30 fl. erhalten. Endlich wurde ich von vier Mann in die Stadt geführt, und auf dem Wege hinein erhielt ich wieder so viele Geschenke, daß Alles zusammen gegen 80 fl. ausmachte. Der Hauptmann wollte mir dieses Geld abnehmen; aber ich weigerte mich, es herzugeben, und der Oberst, dem es gemeldet wurde, that den Ausspruch, es gehöre mir. Ein Glas Wein stärkte mich in der Kaserne, wo ich sogleich wieder eingekleidet wurde, nach meiner Todesangst. Dann ging es ins Wirthshaus, wo die Bürger mich, und mir zu Lieb auch meine Kameraden mit Wein überschütteten. — Es ist aber doch ein eigenes Gefühl, wenn man den Tod so unmittelbar vor sich sieht, und ich möchte es nicht mehr erleben. —

Vierzehn Tage lang ging nun die Sache wieder ihren gewöhnlichen Gang; ich that Dienst wie sonst, mit dem einzigen Unterschiede, daß mir kein wichtiger Posten mehr anvertraut wurde. Nach vierzehn Tagen kam ich mit meinem Corporal als Wachtcommandanten und zwölf Soldaten auf die Hafenwache. — Der Corporal war von Lindau, unter den Soldaten war ein Schweizer von Rorschach; die übrigen waren

Würtemberger, Baiern, Oesterreicher und ein Däne. Es bestand damals die Anordnung, daß Fischer, welche früh Morgens ausfahren wollten, ihr Schiff des Abends außerhalb des Hafens anlegen mußten, damit der Hafen bei Nacht nicht geöffnet würde. Das Schiff wurde dann an das Ufer angeschlossen, und der Schlüssel dazu dem Wachtkommandanten übergeben, bei dem ihn der Fischer des Morgens, wenn er abfahren wollte, abholen mußte. Ich hatte auf der Wache die erste Ablösung von zwölf bis zwei. Die Uebrigen hatten ohne Zweifel schon längst eine Desertion vor, und als ich um zwei Uhr von meinem Posten gekommen war, kam der Schweizer von Rorschach und der Däne zu mir auf das Wachtzimmer, und wollten mich bereden, in der Nacht mit ihnen zu entweichen. Meine kürzliche Todesgefahr stand indeß noch zu lebhaft vor meiner Seele, als daß ich das Anerbieten nicht anfangs weit weggewiesen hätte. Allein, wie es immer geht, wenn Einer sich zu desertiren weigert, man brachte mir den Weinkrug zu, ich wurde lustig und fragte, wie sie es denn angreifen wollten. Nun erfuhr ich, daß die ganze Wache, der Corporal mit eingeschlossen, im Complott sei und in der Nacht gehe. Der Corporal selbst sagte mir, daß wir zur See auf einem Fischerschiffchen, wozu er den Schlüssel habe, abgehen würden, daß er vom Bodensee her mit Schiffen umzugehen wisse, wir kämen ganz gut nach Rom, kurz er wußte mir die Sache so glänzend darzustellen, daß ich einwilligte. Ich gab nun — denn darum war es ihnen bei mir hauptsächlich zu thun — einen Theil meines noch übrigen Geldes her; wir kauften Wein und Essen auf 24 Stunden (denn in dieser Zeit hofften wir an Ort und Stelle zu sein) und brachten die Lebensmittel Abends zehn Uhr, als Alles ruhig war, auf das Schiff. Um zwölf Uhr gab uns der Corporal das Zeichen, ich wurde, wie die Uebrigen, mit zwölf Patronen versehen; das Schiff wurde aufgeschlossen, wir gingen hinein und hatten bald, zwischen dem Hafen hinaussegelnd, die hohe See

erreicht. Als wir die Segel aufspannten, schlug es 1 Uhr. Der Wind fiel in das Segel und riß uns mit sich fort, ohne daß wir im Stande gewesen wären, unserem Schiffchen seine Richtung selbst zu geben.

Wir hatten gehofft, in 24 Stunden an Ort und Stelle zu sein, allein wir hatten uns getäuscht. Drei Tage lang wurden wir planlos auf der See herumgeschleudert. Wie leicht hätten wir durch unsere Unvorsichtigkeit, da wir nur auf einen Tag Lebensmittel hatten, in die größte Verlegenheit kommen können! Glücklicherweise aber hatten die Matrosen des Fischers auch Lebensmittel auf dem Schiffe, so daß wir keine Noth litten. Doch ich will unsere Fahrt kurz erzählen.

Bei Tagesanbruch waren wir schon weit vom Lande entfernt, und wir sahen aus dem Compaß, daß uns der Wind geradezu nach Algier trieb. Dieß wollte uns keineswegs gefallen, denn der Soldatenstand war uns immer noch lieber als die Sklaverei. Der Corporal lavirte so gut er konnte; langsam drehte sich am folgenden Tag der Wind und führte uns gegen Gibraltar. Plötzlich legte sich der Wind und wir kamen einen halben Tag lang gar nicht von der Stelle; wir ließen das Schiffchen gehen, wie es wollte; es wurde Nacht und wir wußten nicht, wohin es mit uns gehen würde. Des andern Morgens sah der Corporal durch sein Perspektiv, daß wir verfolgt wurden, doch erblickte er zugleich in der Ferne die Inseln Corsika und Sardinien. Der Wind erhob sich wieder, wir richteten das Steuer gegen Sardinien und segelten darauf los. Doch kamen die Schiffe, die uns verfolgten, immer näher: wir sahen, daß es eine Galeere und eine Schaluppe war. Endlich liefen wir glücklich bei Bonifacio auf der Insel Korsika in den Hafen ein. Eine französische Schildwache auf dem Felsen rief uns an: Qui vive? Wir antworteten: Neapolitanische Deserteure. — A bas les armes! hieß es nun. Wir zogen das Segel ein, ein Lootse kam und lootste uns vollends hinein. Wir mußten im Schiffe bleiben und wurden dem Gouverneur gemeldet.

Als der Gouverneur kam, war auch die Schaluppe von der Galeere eingelaufen, mit dem Capitän der Galeere, dem Besitzer unseres Schiffes und dessen Söhnen an Bord. Der Gouverneur bestimmte uns, nach Anhörung derselben, daß wir unsere Gewehre und Waffen auf dem Schiffe zurücklassen und daß dieses nach Neapel zurückgesendet werden solle. Der Capitän und der Besitzer nahmen es in Empfang. Der Fischer war froh, daß er sein Schiffchen wieder hatte und wir empfahlen ihm die Gefäße, die wir von Neapel mitgenommen, zur Rückerstattung an die Eigenthümer. Uns wurde angekündigt, daß wir in die Stadt gehen und essen und trinken könnten, was wir wollten; es liege ein deutsches Regiment, Nr. 77, Lamarque, in der Stadt; wollen wir hier Dienst nehmen — gut, wo nicht, so werden wir nach Toulon übergeschifft. Im Wirthshaus fanden wir eine Menge Landsleute, und in weniger als einer Stunde waren wir mit 120 Francs auf acht Jahre bei Frankreich angeworben.

So trat ich am 19. Junius 1791 in französische Dienste. Ich hatte es nicht umsonst in das Schilderhäuschen in Tortona geschrieben: „Ich will seh'n, was der König von Frankreich macht.“ Zwar der machte damals nicht mehr viel.

II.

Der Mann.

Ich war jetzt 29 Jahre alt und hatte im Laufe von zwölf Jahren der Schicksale mancherlei erfahren. Wenn man meine erste jugendliche Desertion, noch ehe ich zur Fahne geschworen hatte, nicht zählt, so war ich in diesen zwölf Jahren vierzehn Mal desertirt und hatte fast allen europäischen Mächten, wenigstens einige Stunden oder Tage, gedient. Mehrmals hatte ich den unvermeidlichen Tod vor Augen gehabt und stets hatte mich mein Glück wieder auf wunderbare Weise gerettet. Solche Eindrücke haften denn doch, selbst im Herzen eines rauhen Soldaten. Ich erkannte, daß dieses unstäte Leben ein Ende haben müsse, und ich konnte mich um so eher entschließen, meinem seit zwölf Jahren gewohnten Herren-Wechsel Lebewohl zu sagen, als ich mich zu Frankreich seit Jahren hingezogen gefühlt hatte. Ich war von frühster Jugend auf mit der französischen Sprache vertraut, hatte schon viele lustige Franzosen kennen gelernt und vor Allem schien mein Blut eine ziemliche Portion französischer Lebhaftigkeit und Munterkeit in sich zu enthalten. So gedachte ich denn jetzt ernsthaft, einmal einer Fahne treu zu bleiben, und daß ich dieß mir selbst abgelegte Gelübde erfüllte, wird der Verlauf meiner Erzählung zeigen.

Nachdem wir uns im Wirthshaus hatten anwerben lassen, wurde tüchtig gezecht und wir kamen des Abends in die Caserne, in welcher ein Regimentstambour eine Wirthschaft hatte. Schon etwas angestochen kam ich auch noch hieher, und als ich in der Schenkstube Trommelschlegel sah, fing ich an, auf dem Tisch damit zu trommeln. Der Tambour major fragte mich, ob ich Tambour gewesen und ich antwortete: „Ja in Italien und in Würtemberg." Es wurde nun sogleich eine Trommel geholt und ich mußte trommeln, was ich auch zur allgemeinen Zufriedenheit that. Indeß hatte ich hier keine Lust, Tambour zu werden; da ich einmal bei Frankreich zu bleiben im Sinn hatte, so dachte ich anfangs sehr ernsthaft an's Avanciren. Ich schlug daher statt meiner einen Andern, Namens Müller, der von Neapel mit uns desertirt war, zum Tambour vor. — Wir blieben in Bonifacio ungefähr vier Monate; endlich schiffte sich das Regiment nach Toulon ein, wo es in fünf bis sechs Tagen ankam und nach zweitägiger Rast nach Aix en Provence abging. Hier fand ich es doch für besser, Tambour zu werden, da das Avancement schon zu lang auf sich warten ließ und überhaupt etwas zweifelhaft erschien. Hier lagen wir etwa ein Halbjahr. Es wüthete um jene Zeit in Avignon der schon aus der ersten Zeit der Revolution durch seine Gräuel bekannte Jourdan mit dem bezeichnenden Beinamen coup-tête, der die Vereinigung des päbstlichen Avignon mit Frankreich wollte. Er verübte, an der Spitze seiner Parthei und seiner Garde, die er les braves brigands nannte, Verwüstung, Mord und Grausamkeiten aller Art, so daß die gesetzgebende Versammlung seine Verhaftung aussprach. Es wurden nun acht Regimenter um Avignon vereinigt, um diesen Unmenschen zu stürzen und gefangen zu nehmen; auch das meinige von Aix en Provence wurde herbeigezogen. Gleich am ersten Tage wurde Avignon erstürmt; als wir hineinzogen, nahm Jourdan zu Pferd die Flucht; zwei Chasseurs verfolgten ihn, er wollte

über die Rhone und schoß ein Pistol auf seine Verfolger ab. Aber dadurch wurde sein Pferd scheu und ging nicht mehr vorwärts; die Chasseurs ergriffen ihn und führten ihn in die Stadt zurück, wo die Kinder ihn mit Steinen und Koth bewarfen und die Leute ihm in's Gesicht spieen. Er wurde nun in dasselbe Schloß eingesperrt, in welchem er einundsechzig Personen in einen hohlen Thurm lebendig hinabgestürzt* hatte. In diesen Thurm mußten wir nun unten ein Loch eingraben, und man zog die Leichen jener einundsechzig Personen, die einen pestilenzialischen Geruch verbreiteten, hervor; die ganze Stadt wohnte ihrem Leichenbegängniß an. —

Mein Regiment lag in Avignon vierzehn Tage; in dieser Zeit hörten wir, daß in Lyon Freiwillige angeworben werden, und ich verließ daher mit sieben Andern meine Fahne, um ebenfalls unter jenes Freikorps zu treten. Wir kamen bis nach Valence, sechs Stunden unter Grenoble; hier wurden wir von Gendarmen angehalten, auf die Municipalität geführt und von hier aus wieder zu unserem Regimente eingeliefert, jedoch nur mit zweitägigem Arrest bestraft.

Als die Ruhe in Avignon wieder hergestellt war, wurden die Regimenter wieder entfernt und nur zwei blieben in der Stadt liegen. Zwei davon, darunter auch das meinige, kamen nach Brest in Brétagne. Unser Weg ging über Lyon, St. Dizier, Limoges, Clermont, Angoulême, Saintes, Rochefort, La Rochelle, Nantes. In Lyon hielten wir Rasttag; unser Oberst galt für einen Aristokraten und erfüllte auch seine Verpflichtungen gegen sein Regiment nicht, sofern er uns frisch hätte kleiden sollen; daher stellte sich sein Oberfeldwebel, Klingler von Landau, an die Spitze

* In der Geschichte wird gewöhnlich angegeben, er habe die Ermordung eines Gliedes der revolutionären Obrigkeit benützt, um einundsechzig Personen mit Eisenstangen erschlagen zu lassen.

Der Herausgeber.

eines Complottes gegen ihn, das in Lyon zum Ausbruch kam. Wir bemächtigten uns der Fahne und der Regimentskasse, gaben sie dem Oberstlieutenant und bemerkten dem Oberst, daß wir ihn entbehren können. Als wir nach Limoges kamen, war schon ein Oberst für uns von Paris eingetroffen. Klingler aber wurde sogleich Offizier und brachte es später bis zum General. Ich hatte bei dem Complotte die wichtige Funktion übernommen, die Leute durch die Trommel zusammenzuschlagen, aber meine Verdienste blieben im Stillen.

In Nantes hatte ich das Unglück, eine syphilitische Ansteckung zu erhalten, die mir lange zu schaffen machte. Ich entdeckte sie schon nach zwei Tagen, doch wollte ich auf dem Marsche nicht zurückbleiben und marschirte daher mit meinem Regimente nach Rennes, Vannes und kam nach Landernau. Ich wurde hier Tambour maitre und sagte die zwei Monate über, die wir hier lagen, nichts. Ich wollte mich durch einige sogenannte Hausmittel heilen; allein dieß verschlimmerte die Sache, trieb das Gift in den Körper zurück und nun äußerte sich die Krankheit bald auf eine Weise, die mich zwang, die Sache anzuzeigen, da ich nicht mehr gehen konnte. Ich wurde sechs Stunden weit nach Morlaix ins Spital geführt und blieb hier sechs Monate. Die Ansteckung war so stark und ich hatte sie durch meine Nachläßigkeit und Pfuscherei so überhand nehmen lassen, daß ich, trotz unaufhörlichen Schwitzens und der stärksten Mercurialkuren, der Gefahr einer Amputation nur mit knapper Noth entging.

Während ich langsam genas, brach jener fürchterliche Krieg in der Vendée aus, von dessen Gräueln ich drei Jahre lang Zeuge war. Wollte man alle die empörenden Grausamkeiten aufzählen, die im Laufe dieses fürchterlichen Aufstandes von beiden Seiten begangen wurden, man würde nicht zu Ende kommen. Doch muß man im Allgemeinen sagen, daß die Republikaner ihre Schlachtopfer wenigstens schnell zum Tode beförderten, während die Vendéer (von uns nur die Brigands genannt, wie sie auf der andern

Seite uns nur die Blauen, les bleus, nannten) die republikanischen Soldaten, die in ihre Gewalt fielen, meist unter jammervollen Martern und gräßlichen Verstümmlungen hinsterben ließen.

Mein Regiment, das von Brest nach Nantes zurückbefehligt wurde, kam durch Morlaix, bevor ich noch rekonvalescirt war. Als ich indeß von zwei Tambours, die mich besuchten, erfuhr, daß mein Regiment in der Stadt liege, stellte ich dem Regimentsarzt die Sache vor, und bat, mitziehen zu dürfen. Dieser gab mir noch eine Arznei auf den Weg mit, empfahl mir einige Diätvorschriften, die ich natürlich nicht befolgte, und so verließ ich das Hospital und war froh, wieder die freie Luft zu genießen, obwohl es noch Winter war. Es war im Anfang des Jahrs 1793. Wir lagen in Nantes, bis das Wetter günstig wurde. Im Anfang des Monats April erhielten wir den Befehl, nach Sourrinières und Camp de dragons aufzubrechen. Am letztern Orte blieben wir mehrere Tage liegen und bauten uns Hütten (barraques). Der damalige Oberst und nachherige General Beisser commandirte unsern linken, General Haxo unsern rechten Flügel. Bald wurden wir auf dem linken Flügel von den Brigands angegriffen, die in starker Anzahl gegen uns heranrückten; wir schlugen sie jedoch, ohne bedeutende Verluste für beide Theile, zurück; sie hatten nur die Absicht gehabt, uns aus unserer Stellung herauszulocken; wir nahmen sie jedoch sogleich wieder ein und ehe der Flügeladjutant auf unserm rechten Flügel, der bei Port St. père stand, gemeldet hatte, daß wir angegriffen worden, waren wir schon wieder in das Camp de dragons zurückgekehrt. Wir mußten indeß sogleich wieder ausrücken, denn mittlerweile hatten die Brigands, die stets von verschiedenen Seiten herkamen, unsern rechten Flügel auf den linken zurückgeworfen. Wir hatten jedoch zwischen Port St. père und Sourrinières zehn Kanonen, mit doppelten Kartätschen geladen, aufgestellt. Wir zogen uns nun hinter diese zurück und eröffneten ein Kartätschenfeuer,

dem die Brigands nicht zu widerstehen vermochten. Sie zogen sich eilig zurück und unser rechter Flügel verfolgte sie bis Port st. père. Bald kam inzwischen ein Reiter mit der Nachricht, daß auch von Montaigu her ein starker Haufen Brigands heranziehe und unsere Vorhut schon zurückgeschlagen habe. Alsbald rückten zwei Regimenter mit vier Kanonen aus, um dieser zu Hülfe zu kommen. Wir stellten uns, als wir die Feinde ansichtig wurden, in Schlachtordnung, ließen unser Geschütz spielen und trieben die Feinde nach Montaigu zurück. Als sie das Schlachtfeld geräumt hatten, fanden wir etwa dreihundert getödtete Bauern. Beisser commandirte uns hierauf in unser Lager zurück, ließ die Vorhut ihre frühere Position wieder einnehmen, und wir lagen nun im Camp de dragons acht bis zehn Tage, bis der Befehl kam, wir sollten mit Haxo nach Port st. père, während Beisser mit der Vorhut gegen Mascoul hin liegen blieb. Als wir gegen Port st. père kamen, erhielten wir von Nantes Verstärkung, vertrieben die Brigands aus dem Städtchen und sie zogen sich unter Charrette gegen Mascoul zurück. Wir verfolgten sie, Beisser wich ihnen aus, zog sich auf die Seite und stieß, als wir gegen Mascoul kamen, mit seinen Leuten wieder zu uns; aber die Feinde waren, ihrer gewöhnlichen Weise gemäß, plötzlich verschwunden. Sie hatten sich getheilt, die Einen zogen gegen die Insel Noir moutiers, die Andern gegen Montaigu. Hier, wohin wir am folgenden Tage zogen, stellten sie sich uns entgegen; allein wir siegten und die Hussards du Midi, unter Beisser, waren die Ersten, die in das Städtchen einzogen.

Ich benütze diese Gelegenheit, um auf eine eigenthümliche Erscheinung aufmerksam zu machen. Gleich im Beginn des Vendéekriegs wurde ich mit einem Cavallerieregiment bekannt, das aus lauter Negern bestand, die man les Hussards du Midi nannte. Man zog zu seiner Errichtung alle Neger aus allen Regimentern heraus und vereinigte sie auf diese Weise. Viele von ihnen zeichneten sich bei dem Negeraufstand

in St. Domingo später aus, und ich wurde mit mehreren genau bekannt, die nachher dort eine bedeutende Rolle spielten. Das ganze Regiment stand im Rufe großer Bravour.

Als die Brigands das Städtchen Montaigu verlassen hatten und gegen Cholet zogen, gab Beisser den Befehl, Montaigu zur Hälfte zu verbrennen, worauf wir es von der Seite von Cholet her anzündeten. Wir blieben nur zwei Tage in Montaigu liegen; am dritten Tage kamen die Brigands, die sich in Cholet wieder gesammelt hatten, gegen uns heran, und die Vorposten meldeten, man könne sie auf vierzigtausend Mann schätzen. Beisser, der fast immer betrunken war, wie denn überhaupt die Obersten den ganzen Tag im Schloß sich gütlich thaten und allen Ausschweifungen sich hingaben, sagte: er werde nur das eilfte und zwölfte Bataillon von Paris (dieß waren zwei Bataillons Freiwilliger) gegen sie hinaussenden; die werden schon mit den Feinden fertig werden. Diese konnten aber gegen die unermeßliche Ueberzahl nicht fertig werden, und kamen bald wieder zurück, und während die Zeit auf diese nutzlose Weise verschleudert wurde, hatten uns die Brigands umringt, so daß wir nur noch eine Seite frei hatten. Wir lagerten an der Straße; ich stieg auf eine Windmühle, die in der Nähe stand und wollte nach den Feinden sehen; aber ich überzeugte mich, daß wir schon beinahe ganz umzingelt und die Feinde nur noch zweihundert Schritte von uns entfernt waren. Jetzt kam Beisser, ziemlich ernüchtert, zu uns und befahl den Rückzug nach Nantes. Wir zogen ab, als die Brigands schon Meister von beinahe der ganzen Stadt waren. Eine Compagnie Grenadiere von unserem Regimente, Lamarque, lauter Deutsche, fanden sie noch im Schlosse vor; da sie schon ganz umzingelt waren, war eine Rettung für sie unmöglich und sie wurden sämmtlich mit Gewehr und Waffen in den Schloßbrunnen hinabgeworfen, nur der Hauptmann

erhielt Pardon, weil ein Brigand für ihn bat, und wurde gefangen nach Cholet geführt.

Inzwischen wurden wir nachdrücklich verfolgt und beschossen und mußten drei Kanonen, die wir nicht mitnehmen konnten, vernageln und zurücklassen. Ein Feldwebel, der neben mir lief, erhielt einen Schuß ins Ohr und fiel wie todt um; doch konnte er sogleich wieder aufstehen, denn die Kugel hatte nur das Ohrläppchen mitgenommen. Eine unserer Kanonen hatten wir zu vernageln nicht mehr Zeit gehabt, und so wurde aus dieser in unsere Reihen gefeuert, so daß wir auseinandergehen und den Schuß hindurchlassen mußten. Endlich nach dreistündigem anstrengendem Laufen, während dessen wir von allen Seiten her durch zerstreute Angriffe so sehr beunruhigt wurden, daß wir auf dem Wege vielleicht dreitausend Mann verloren, kamen wir an einen starken Bach, zogen über die Brücke hinüber, verrammelten sie, um die Verfolger zu hemmen und sammelten uns drüben auf einer Anhöhe, von der aus wir die Feinde heranziehen sahen. Die Reiter in schwarzen Kleidern zogen voran. Da sie das Wasser nicht überschreiten konnten, zogen sie sich nach Montaigu zurück und wir marschirten sodann in geschlossenen Gliedern bis auf vier Stunden von Nantes und legten die übrigen vier Stunden am folgenden Tage zurück.

Hier blieben wir mehrere Tage, bis wir den Befehl erhielten, nach Port st. père zu gehen; da wir hier die Feinde nicht trafen, zogen wir weiter nach Mascoul, nach Montaigu; da sich die Feinde nirgends sehen ließen, warfen wir uns nach Cholet und blieben hier gegen vierzehn Tage. Plötzlich hieß es, wir müßten nach Beaupreau; bald aber wurde dieser Befehl widerrufen, denn es kamen Deserteure von den Brigands mit der Nachricht, dieselben werden, in starker Anzahl, noch heute einen Angriff auf uns wagen. Wir nahmen unsere Positionen und bald rückten die Feinde auf drei Parthien, links, rechts und in der Mitte, von Beaupreau aus gegen uns an.

Unsere Vorhut, aus zwei Regimentern bestehend, mußte sich nach einem kurzen Gefechte zurückziehen, die Brigands schlugen Sturm und verfolgten sie mit gefälltem Bajonnett. Wir glaubten zuerst, unsere Leute schlagen Sturm; bald aber merkte Beisser, wie sich die Sache verhielt, ließ uns hinter Cholet zurückziehen, und stellte uns auf den Anhöhen auf. Inzwischen kam die Vorhut auf ihrem Rückzuge, wiewohl mit beträchtlichem Verluste, nach Cholet zurück und vereinigte sich mit uns, immer noch verfolgt von den nachstürmenden Brigands. Plötzlich aber ließen wir ein Kartätschenfeuer auf sie los, ließen zugleich ein Rottenfeuer spielen und richteten eine furchtbare Verwüstung in ihren Gliedern an, so daß sie sich eilig nach Cholet zurückzogen. Jetzt stellten wir das Feuer ein, es wurde Sturm geschlagen und wir verfolgten sie mit gefälltem Bajonnett bis gegen Beaupreau, so daß sie an jenem Tage* zwölf Stunden marschiren mußten. Des Abends kamen wir eine Stunde vor Beaupreau an; es wurde Halt gemacht, wir bivouakirten und hatten unsere Wachen gut ausgestellt. Beisser erkundigte sich bei den Deserteuren, die Tags zuvor gekommen waren, nach dem Feldgeschrei der vendéeischen Armee und erfuhr, daß „Armée de Jesus Christ" die Losung war. Um zwei Uhr Morgens wurde heimlich im ganzen Lager bekannt gemacht, wir sollen aufstehen. Nachdem man uns die Losung mitgetheilt, brachen wir nach Beaupreau auf. Die Vorwachen der Brigands schliefen, in Folge der Ermüdung vom vorigen Tage, auf den Wiesen und Feldern von Beaupreau; eine einzige Schildwache rief uns an: Qui vive? Wir antworteten: Armée de Jésus Christ! Ehe sie sich's versah, war die Schildwache umgebracht und auch die Schlafenden in der Stille getödtet. Am Thore wurden wir wieder angerufen; jetzt riefen wir: Republicains! Die Schildwache that einen Schuß,

* Es war der 17. Oktober 1793.

Anmerk. d. Herausg.

die Wache wollte zu Thüren und Fenstern hinaus, aber wir machten sie nieder; die Schildwache sprang davon, machte Lärm und man hörte überall den Ruf: sauvons nous! voilà les bleus! Mit der Morgendämmerung zogen wir in die Stadt hinein; es war ein gräßlicher Anblick, wie die Brigands zu den Fenstern heraussprangen, und von uns im Fluge wie die Vögel herabgeschossen wurden. Hier fand kein Pardon statt; Alles, was man fand, wurde niedergemacht. Die Brigands zogen sich, soviel deren unserem Blutbad entrannen, nach St. Florent zurück; wir blieben, holten, was zu finden war, und machten gute Beute. Während der drei Tage, die wir hier lagen, ging ich mit einem Kameraden einmal in der Umgegend spazieren, und hier fanden wir hinter einer Hecke zwei hübsche Frauenzimmer, das eine angeblich die Kammerjungfer, das anere die Köchin von einem ausgeplünderten und zerstörten Schlosse in der Nähe. Als sie unserer ansichtig wurden, baten sie uns um Schonung, wir sagten ihnen diese zu und luden sie dann ein, mit uns ins Bivouak zu gehen, denn wir bivouakirten fast alle, hatten aber aus Beaupreau gute Federbetten hinausgeschafft. Wir behielten die Mädchen bei uns, und die Kammerjungfer, die mir zugefallen war, drang in mich, ich solle sie heirathen, sie wolle mich glücklich machen. Ich versprach es dem Mädchen. Nun kam des Abends der Befehl, wir müßten des andern Morgens um zwei Uhr aufbrechen, und zwar die Einen nach St. Florent, die Andern (worunter auch mein Regiment) nach Nantes. Morgens um zwei Uhr ließ ich das Mädchen im Bette liegen, und versprach, sogleich wieder hier zu sein. Als ich bei meinem Regimente angetreten und dieses im Abmarsch begriffen war, entschuldigte ich mich beim Tambour major, ich müßte schnell einen Augenblick zurück, um meine Uhr zu holen, die ich vergessen habe. Auf diese Weise kam ich zu meinem Mädchen zurück, und blieb nun bei ihr, bis es Tag wurde. Ich erhielt von ihr fünf Louisd'ors in Gold und des Morgens ging ich

über eine Stunde mit ihr. Während dieser Zeit hörte sie nicht auf, in mich zu dringen, ich solle doch mit ihr in das ausgeplünderte Schloß gehen, sie wolle mir zeigen, wo das Geld vergraben sei. Aber ich traute ihr nicht und ein Schauder ergriff mich bei dem Gedanken, sie könne mich an irgend einen abgelegenen Ort führen, wo die Brigands mich auf jene mir so wohlbekannte Weise zu Tode martern würden. Ich schlug ihr vor, mit mir nach Nantes zu gehen, und als sie dennoch wieder in mich drang, mit ihr zu gehen, erklärte ich ihr endlich rund heraus, daß ich ihr nie folgen werde, trotz aller Betheuerungen, die sie über ihre gute Absicht noch an mich verschwenden möge. Nun jammerte sie, sie habe kein Geld mehr; ich gab ihr eine Assignate von dreißig Franken und trennte mich von ihr.

Kaum war ich eine halbe Stunde gegangen, traf ich auf weitere Nachzügler, und als wir endlich nach Nantes kamen, waren wir hundertundzwanzig Mann. Wir kamen Nachts um zwölf Uhr an; unsere Wirthshäuser kannten wir schon, in denen man uns zu jeder Stunde öffnete. Am folgenden Morgen erhielten wir Befehl nach Ancennis. Ich suchte mein Regiment auf, und dem Tambour major, der mich nach dem Grund meines langen Ausbleibens fragte, sagte ich, ich habe den Weg verfehlt, womit dieser, froh, daß ich nur wieder da war, sich vollständig zufrieden gab. Bei Ancennis trafen wir mit denen unserer Truppen, welche nach St. Florent gezogen waren, zusammen, und lagen miteinander mehrere Tage in Ancennis. Endlich brachen wir zur Verfolgung der Feinde auf und kamen bis nach Laval. Etwa vier Stunden von Laval stellten sie sich uns entgegen und warfen uns, jedoch ohne bedeutenden Verlust von unserer Seite, zurück. Am folgenden Tage kamen die Armeen von Saumur, Angers und Sables d'olonnes, und nun machten wir einen neuen Angriff auf die Brigands. Wir warfen sie auch, jedoch mit schwerem Verlust auf beiden Seiten, und sie zerstreuten sich in die Wälder.

Wir zogen nun wieder nach Nantes zurück. Hier wüthete um diese Zeit der Convents-Deputirte Carrier auf's Fürchterlichste. Daß täglich von eilf bis zwölf und von vier bis fünf Uhr Nachmittags die Guillotine ununterbrochen arbeitete, war das wenigste. Alles, was eingeliefert wurde, oder des Aristokratismus verdächtig war, wurde getödtet. Oft wurden sechs- bis achthundert auf einmal hinausgeführt, neben einander gestellt, sie knieten nieder, ein Regiment marschirte auf und erschoß sie. Man wollte sie anfangs mit Kartätschen umbringen; man stand jedoch davon ab, weil sie, wie sie den Blick des Feuers sahen, sich zur Erde warfen, so daß die Kugeln über sie hinweggingen. Lagen sie dann auf den Boden hingestreckt, so wurden sie von den Beutegierigen untersucht, und fand man bei dem Einen oder Andern noch Leben, so gab man ihm mit dem Bajonnett oder Säbel vollends den Rest. Während der zwei Monate, die wir damals in Nantes zubrachten, wurden zweimal je hundertfünfzig Frauen, Edeldamen, jung und alt, niedergeschossen. Auch mein Regiment hatte einmal dabei zu funktioniren. Es war herzzerreißend, wie Mädchen von sechszehn bis zwanzig Jahren den commandirten Soldaten verzweiflungsvoll entgegensprangen und kläglich weinend riefen: Et vous, vous avez le coeur, de tuer une jeune demoiselle, comme moi. Aber der Befehl war da und mußte vollzogen werden. Diese Damen hatten hin und wieder viele Kostbarkeiten bei sich; ich selbst fand einmal bei einer neun Louisd'ors in Gold. Das fürchterlichste waren die bekannten Noyaden. Schwangere und kranke Weiber, alte und junge Edeldamen wurden des Nachts haufenweise in der Loire ersäuft. Carrier und seine Helfershelfer hatten einmal ein ganzes Frauenstift, der jungen Mädchen halber, die sich darin befanden und die sie genossen, lange verschont, bis sie endlich von Robespierre den bestimmten Befehl erhielten, sie hinzurichten, dann konnten sie nicht länger säumen.

So angesehen und gefürchtet Carrier in Nantes

war, so brachte es doch die damalige republikanische Stimmung mit sich, daß auch seine Untergebenen mit ihm ganz vertraulich und höchst ungenirt sprachen. Wir gingen damals sehr häufig in's Theater, wohin wir unsere Maitressen führten, wir Soldaten nicht minder, als Carrier und seine ihm beigegebenen Generale. Wie wir der Reihe nach in's Theater kamen, so setzten wir uns nieder. Ich erinnere mich noch lebhaft genug, daß ich eines Abends, mit mehreren Frauenzimmern am Arm, in's Theater kam. Bald nach mir kam Carrier, ebenfalls mit einigen Schönen: lève toi, fais moi place! herrschte er mich an; aber ich antwortete ganz ruhig: j'ai aussi bien payé que toi; je veux rester ici, und der Deputirte mußte mit seinen Donzelles hinter mir Platz nehmen. Als ich kurze Zeit hernach eine Liqueurflasche hervorzog, einen Schluck davon nahm und meinen Kameraden in der Nähe anbot, klopfte mir Carrier dennoch auf die Schulter und sagte: donne moi à boire un coup aussi, und mit Vergnügen reichte ich ihm die Flasche hin, aus der er einen tüchtigen Zug that.

Ich sollte jedoch Carrier noch etwas genauer kennen lernen. Ich war zu Nantes im Hause eines Barons Quentin einquartirt, in demselben Hause, in welchem die später guillotinirte Madame Rochefauquauld, deren Mann zuvor schon auf dem Schaffot gestorben war, die man aber ihrer Schwangerschaft halber aufgespart hatte, wohnte. Der Baron Quentin hatte ein schlechtes Gehör, und als er einst auf der Straße an der Ecke die Affichen las, die ohne Zweifel etwas Antiaristokratisches enthielten, traten einige Gardes nationales zu ihm und fragten ihn, ob ihm diese Anschläge gefallen. Da er die Frage nicht deutlich verstand, so lächelte er, wie man dieß bei Leuten mit schwerem Gehör immer findet. Allein dieß war ein großes Verbrechen; er schien hier über die öffentlichen Anschläge spottend gelacht und dadurch die heilige Majestät des souveränen Volks beleidigt zu haben. Er wurde sofort ergriffen und in Arrest geführt. Die

Niederträchtigkeit dieser Gardes nationales, die ihn arretirt hatten, ging jedoch so weit, daß sie unmittelbar nach der Festnehmung zu der jungen, hübschen und ihren Mann zärtlich liebenden Frau des Barons gingen, ihr den Hergang erzählten, sie auf die Gefahr, in welcher ihr Mann schwebe, aufmerksam machten und ihr vorstellten, ihr Mann sei nur durch ein Mittel zu retten, nämlich wenn sie ihnen hundert Louisd'ors gebe. Die Frau, für das Leben ihres Mannes ängstlich besorgt, gab ihnen die hundert Louisd'ors, aber der Baron wurde dennoch fortwährend im Arrest gehalten. Inzwischen kam ich nach Hause zurück, und die Frau theilte mir sogleich die ganze Sache mit, sowohl den Arrest ihres Mannes, als die Prellerei der Nationalgardisten. Ich begab mich auf die Municipalität und zeigte die Sache an. Eine kurze Untersuchung brachte an's Licht, welche Nationalgardisten den Baron arretirt hatten und die Municipalität brachte dieselben bald zum Geständniß; sie mußten das Geld bis auf zehn Louisd'ors, die schon weg waren, wieder herausgeben, und es wurde der Baronin zurückgestellt. Nun galt es aber, den Baron aus seinem Arrest zu befreien. Er saß mindestens vierzehn Tage fest, denn wenn Carrier einmal einen des Aristokratismus Verdächtigen in seiner Gewalt hatte, so war es ein Wunder, wenn er befreit wurde. Endlich ließ die Baronin eine Bittschrift an Carrier machen; da sie aber selbst zu ihm zu gehen nicht wagte, bat sie mich, dieselbe ihm vorzulegen. Ich ging zu Carrier. Er las die Bittschrift, die einzige Antwort jedoch, die er darauf gab, war, daß er nach der Peitsche griff und mich zur Thüre hinauspeitschte. Als ich dem Portier drunten die Sache erzählte, sagte mir dieser: Carrier habe es schon öfter so gemacht, ich soll die Sache noch nicht aufgeben und noch einmal mein Heil versuchen. Auf eine neue Tracht Schläge gefaßt, ging ich noch einmal hinauf; bei meinem Eintritt rief er mir entgegen: vous voilà encore une fois, bougre? und prügelte mich wieder zur

Thüre hinaus; der Portier drang in mich noch einmal hinaufzugehen, und versicherte mich, auf das dritte Mal werde ich meinen Zweck erreichen. Ich wartete ein wenig, ging dann in Gottes Namen zum dritten Male hinauf und klopfte an. Er schaute mich eine Zeit lang finster an; endlich rief er: Was willst du denn; zeige! Er hieß mich nun ein wenig warten, ließ seinen Sekretär ein Billet de sortie ausfertigen und händigte es mir mit den Worten ein: ne reviens plus! tu es un bon bougre. Ich begab mich mit dem Billet zum Geolier (Kerkermeister) zeigte es ihm; er ging mit mir an das Gefängniß des Barons, öffnete und rief: Monsieur Quentin voilà votre liberté. Die Freude des Barons über seine unverhoffte Befreiung war unbeschreiblich. Er hatte seinen Lieblingskanarienvogel bei sich im Gefängniß; er gab mir ihn und bat mich, ihn nach Hause zu tragen. Er selbst ging zuerst auf die Municipalität, meldete sich mit seinem Schein und ich ging inzwischen mit dem Kanarienvogel seinem Hause zu. Als die Baronin durch das Fenster mich mit dem Vogel ihres Mannes kommen sah, ahnte sie den glücklichen Erfolg meines Gesuchs und flog mir die Treppe herab entgegen. Ich konnte ihr den tröstlichen Bescheid über ihren Mann geben: il est libre; und während wir noch sprachen, kam er selbst und umarmte sie. Er hieß mich ein wenig warten, holte mir 300 Franken in Assignaten und bat mich, seine Gesundheit zu trinken.

Ich kaufte mir von diesem Gelde einen Federbusch und so geschmückt ging ich mit mehreren meiner Kameraden auf dem Pont neuf spazieren. Neben dieser Brücke stand ein Thurm, der in jenen Zeiten zum Gefängniß diente. Hier saßen mehrere junge Edeldamen, die meist auf die bloße Anklage hin, einer aristokratischen Familie anzugehören, ins Gefängniß gesetzt waren. Es bestand damals die Verordnung: Ein republikanischer Soldat könne gefangene Edeldamen heirathen und machte sie dadurch von jeder Strafe frei; aber er mußte zugleich in jeder Bezie-

hung für sie gut sprechen. Machte sie sich später irgend eines aristokratischen Complotts schuldig, so wurde er von vornherein als Mitschuldiger betrachtet. Jene Edeldamen im Thurme nun, die sich sehr nach ihrer Freiheit sehnen mochten, riefen uns von ihren Gefängnissen aus, Billetchen in der Hand haltend, zu, citoyen, citoyen! Wir wußten schon, was diese Billetchen bedeuteten; sie boten sich darin dem oder jenem von uns zur Frau an. Da es nun hübsche Mädchen waren, so fragten wir zur Entgegnung sogleich, wem von uns dieses oder jenes Billet gelte, und sie setzten uns darüber ins Reine. Ich war der Zweite, dem ein Billet zugeworfen wurde. Es stand zugleich darin, wir sollten in das Zimmer des Schließers (Geolier) kommen, wo wir zusammen sprechen könnten. Wir gingen zum Geolier und ließen die Mädchen herunter holen. Diese liefen sogleich auf ihre Auserwählten zu; die meinige setzte sich auf meinen Schooß, überhäufte mich mit Liebkosungen und Küssen und entwickelte eine überströmende Zärtlichkeit. „Es stehe in meiner Macht, ihr das Leben zu retten, sie habe ein bedeutendes Vermögen, ein Schloß in der Vendée u. dgl. Wir ließen Wein und Backwerk auftragen und versprachen, theils durch die Reize und das Unglück der Mädchen gerührt, theils durch die Aussichten, die sie uns eröffneten, geblendet, denselben aufs Feierlichste, wir werden sie heirathen. Wirklich gingen wir am folgenden Tage zu unserm Capitän und stellten ihm die Sache vor. Dieser aber machte uns vernünftiger Weise darauf aufmerksam, wie viel wir wagen würden, unbekannte aristokratischen Familien angehörige Mädchen zu heirathen, für die wir gutstehen müßten, und die, sobald sie der Guillotine entlaufen sein würden, die erste Gelegenheit zu entweichen, ergreifen und uns dann um den Kopf bringen würden. Kurz er sagte uns, er würde es in hohem Grade ungern sehen; wenn uns sein ernster Wunsch etwas werth sei, so sollen wir von unserm Vorhaben abstehen. Dieß brachte uns zur Vernunft

zurück. Doch wollten wir den Mädchen wenigstens einen Antwort sagen, gingen daher zum Schließer, um sie wieder holen zu lassen. Allein man hatte sie so eben zum Tode verurtheilt und wir konnten sie nicht sehen. Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollten sie guillotinirt werden. Auf dem Platz, auf welchem die Guillotine arbeitete, stand ein Kaffeehaus; hier frühstückten wir diesen Morgen. Um 11 Uhr brachte man die Unglücklichen; auf unser Wort noch vertrauend blickten sie überall schmerzlich und sehnsüchtig herum, und suchten uns; wir vermieden ihre Blicke, die immer angstvoller wurden, je näher sie dem Schaffote kamen, sorgfältig. Meine Auserwählte war die zweite, die das Schaffott bestieg, und in wenigen Augenblicken waren die fünf hübschen Mädchen nicht mehr. —

Ich erinnere mich aus dieser Schreckenszeit noch eines merkwürdigen Zuges von Entschlossenheit und Energie eines jungen Mädchens. Es wurde, während unserer Anwesenheit in Nantes, eine vornehme adelige Familie guillotinirt. Ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß bei Cholet, wo wir die Brigands in die Flucht geschlagen hatten, mehrere Flüchtlinge auf das Schloß jener Familie gekommen waren, deren Wunden sie verbunden, und die sie sogar versteckt und verheimlicht hatten. Grund genug, um die ganze Familie, Vater, Mutter, Sohn, zwei Töchter, (darunter ein Mädchen von 16 Jahren, wunderschön und reizend), ja noch den Kammerdiener und die Kammerjungfer zum Tode zu verurtheilen. Als ihnen vom Revolutionstribunal das Urtheil gesprochen worden war und die ganze Familie zur Guillotine geführt wurde, trat, der damals bestehenden Erlaubniß gemäß, ein junger Bürger aus Nantes hervor und verlangte jenes schöne junge Mädchen zur Frau. Man bemerkte der jungen Dame, durch diese Heirath könne sie ihr Leben retten, und sie erklärte auch alsbald, sie sei bereit, den Bürger zu heirathen, wenn mit ihr auch ihre Familie begnadigt werde. Als man

ihr sagte, daß sich die Begnadigung auf ihre eigene Person beschränken müße, ihre Familie sei unrettbar, verlangte das entschlossene Mädchen auch den Tod. Noch in derselben Viertelstunde fiel ihr Haupt, doch that man der hochherzigen Dame die Gunst sie vor ihren Eltern aus Schaffott zu führen, um ihr den Schmerz zu ersparen, Zeuge von dem Tode ihrer Lieben zu sein.

Nachdem wir mehrere Monate in Nantes gelegen waren, wurden acht Regimenter aus dieser Stadt entfernt, * darunter auch das meinige, das nach Mascoul versetzt wurde. Wir wurden in dem gänzlich verödeten Städtchen einquartirt und waren darauf angewiesen, unsere Bedürfnisse größten Theils in der Nachbarschaft uns selbst aufzutreiben. Auf meinen Spaziergängen kam ich auch einmal mit einem Landsmann Künkelen von Pliningen, in das Schloß, wir fanden jedoch fast nichts darin. Endlich drangen wir in den Keller und hofften dort wenigstens einigen Wein zu finden. Da man die versiegelten Flaschen häufig im Sande verbirgt, durchsuchten wir sorgfältig den Sand, und fanden zwar keine Weinflaschen, dagegen kamen wir auf einen harten Gegenstand, den wir alsbald für eine kleine Kiste erkannten. Wir holten nun einige Instrumente, hoben sie aus dem Sande heraus und fanden, daß sie etwa einen Schuh lang und einen halben Schuh hoch war. Da sie ins Gewicht fiel, so säumten wir nicht das Schloß aufzuschlagen, und wirklich fanden wir darin ein Säckchen mit harten Thalern. Nachdem wir getheilt hatten, war jeder im Besitz von 71 Stücken; jeder aber hatte darunter zugleich 18 Stücke, die wir gar nicht kannten. Da wir indeß damals Geld genug hatten und unsere Tornister beinahe zu schwer geworden wären, so gaben wir uns nicht lange Mühe, die unbekann-

* Wahrscheinlich, als nach dem Fall Robespierres die Schreckensherrschaft Carriers ein Ende nahm. Anm. d. H.

ten Thaler an den Mann zu bringen; wir setzten sie in einer Pfanne über das Feuer, machten sie heiß, warfen sie zum Fenster hinaus, und hatten nun unsere muthwillige Freude daran, wenn die Leute darnach sprangen und sich die Finger verbrannten.

Während wir in Mascoul lagen, ging ich einmal allein spazieren und kam an einen Hof, den ich durchsuchen wollte, um etwas aufzufinden. Als ich in das Wohnzimmer kam, fand ich hier etwa 6 Frauenzimmer, die mir auf meine Frage zur Antwort gaben, sie seien von Cholet und wollten nach Nantes. Ich sah nun, wie sie mit einem Mädchen von etwa 12 Jahren heimlich sprachen, und wie dieses Mädchen hierauf verschwand, wußte jedoch nicht was es zu bedeuten haben solle. Bald kam das Mädchen zurück, während ich mit den Weibern mich unterhielt und sagte diesen wieder etwas heimlich ins Ohr. Plötzlich ergriffen sie Aexte und Bratspieße und drangen auf mich ein. Ich steckte die Hand in die Rocktasche zog mich zurück und rief: die erste, die einen Streich nach mir führt, schieße ich mit meiner Pistole todt. Diese List rettete mir das Leben, denn als ich von Pistolen sprach, gewann die angeborne Furchtsamkeit der Weiber wieder die Oberhand und ich erreichte glücklich das Freie. Ich holte nun schnell ein Paar Mann und wollte die Frauen zur Rechenschaft ziehen; bis wir jedoch den Hof wieder erreichten, fanden wir Niemand mehr. Beim Hereingehen begegnete uns der General Beisser und fragte, wo wir herkommen und erhielt die Antwort, wir haben Patrouille gemacht. C'est fort bien, sagte er.

Einige Tage nachher kam ich mit einigen Kameraden in einen andern Hof, wo wir sogleich bei unserm Eintritt ein Huhn in einen Schuppen springen sahen. Wir gingen natürlich sogleich beutelustig dem Huhn nach, und fanden unter dem Holz, unter welches sich dasselbe versteckt hatte, einen Hafen mit wenigstens 30 Pfd. Schmalz. Eben wollten wir mit unserer Beute abziehen, als plötzlich das Weib vom

Hause auf uns zukam, mit einem großen Messer in der Hand in drohender Stellung vor mich, der ich den Hasen in meiner Hand hielt hintrat, und die Zurückgabe des Hasens verlangte. Ich nahm mit der einzigen mir freien Hand das Jagdgewehr von meiner Seite und schlug sie mit solcher Heftigkeit auf den Arm, daß dieser abgebrochen herabhing. Es ist dieß trotz aller der Gräuel, die ich, zumal im Vendéekrieg um mich her vorgehen sah, der einzige Fall in meinem Leben, daß ich ohne Befehl meiner Obern eine Person verletzte. Wir gingen nach Mascoul zurück und das Weib jammernd hinter uns drein. Wir gingen in unser Quartier und ließen uns unsere Beute schmecken, das Weib aber ging zum General und erzählte den Hergang der Sache, wie ich nachher von den Ordonnanzen des Generals erfuhr. Als der General sie angehört hatte, sagte er ihr, wie nicht anders zu erwarten war, sie solle zum Teufel gehen, oder er lasse sie todtschießen; wie sie es wagen könne, auf einen Mann aus der Armee das Messer zu ziehen.

Inzwischen waren im Junius 1795 die Emigranten in der Bai der Halbinsel Quiberon gelandet, um sich mit den Chouans in der Normandie zu vereinigen. Wir wurden gegen sie beordert und unter den Befehl des Generals Hoche gestellt. Die Emigranten brachten damals 40,000 Sättel mit, die Pferde kamen auf Schiffen hinten nach, als aber ein Sturm entstand, sah man sich, um die Last der Schiffe zu erleichtern, genöthigt, sämmtliche Pferde ins Meer zu werfen. Die Menschen retteten sich ans Land. Eine Stunde von Quiberon verschanzten wir uns in unserm Lager, das fast ganz um Quiberon herumging, und am folgenden Morgen rückten die Emigranten gegen uns an. Hoche hatte uns zuvor bekannt gemacht, auf den ersten Kanonenschuß müßte alles fertig seyn.* Auf diesen Schuß feuerten wir mit Kartätschen auf sie ein

* Dieß war wohl am 16. Julius 1795. Anm. d. H.

und da sie in geschlossenen Kolonnen gegen uns zogen, so richteten wir eine unglaubliche Verwüstung in ihren Reihen an. Sie mußten sich zur Flucht wenden, und entweder auf einem schmalen Striche Landes nach Quiberon zurückgehen, oder sich ins Meer wagen, wo ihnen Schaluppen entgegen kamen und sie auffingen. Hier kamen nun zwar Viele unter, aber bei weitem nicht so viele, als in die Schaluppen hineinstrebten. Diese, in der Verzweiflung der Todesangst, hielten sich nun mit den Händen an den Schaluppen fest, so daß die, welche auf den Schiffen untergekommen waren, um nicht selbst in den Abgrund gezogen zu werden, den Unglücklichen die Hände, die das Schiff krampfhaft festhielten, abhauen mußten. Als übrigens die Emigranten sich zurückzogen, ließ Hoche Halt machen, weil man nicht wußte, ob nicht irgendwo ein Hinterhalt mit Kanonen versteckt liege, und wir kehrten in unser Lager zurück. Des Nachts kamen jedoch mehrere deutsche Deserteure, und zeigten dem General an, daß außer mehreren Kanonieren und einigen Hundert Mann Niemand mehr in Quiberon sei, die übrigen seien auf Kriegsschiffen davon und haben Alles zurückgelassen. Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch kamen wir nach Quiberon; die Kanoniere ließen sich lautlos auf ihren Geschützen hinschlachten, die Uebrigen wurden gefangen genommen. Wir fanden eine Menge Teppiche, Sättel und namentlich mehrere Kisten mit zusammen sieben Millionen Franken in Assignaten, das kleinste Billet zu zehn Franken. Wir schlugen die Kisten mit Aexten auf, und nun nahm sich ein Jeder, soviel er erhaschen konnte. Ich erhielt mein ganzes Tornister voll, warf Alles weg was ich darin hatte, und besaß plötzlich ein Vermögen von 80,000 Franken in Papier. Hoche, der die Assignaten damals für ächt hielt, überließ uns dieselben willig, während er die Sättel und Teppiche sämmtlich nach Vannes zurückführen ließ. Hierauf zogen wir zurück, ließen ein Bataillon als Besetzung in Quiberon, und bezogen unser Lager

wieder. Neben unserm Lager war ein Flecken; in dem Ueberfluß in dem ich lebte, holte ich aus diesem oft gegen mein Papiergeld ganze Fäßchen Wein, schlug den Boden ein und gab es meinen Kameraden zum Besten; Viele desertirten auch mit ihrem Gelde, dessen Unächtheit erst nach vierzehn Tagen ans Licht kam. Auf einmal kam der Befehl, zu einer Revue vor dem General Hoche auszurücken. Man commandirte plötzlich: ouvrez les rangs; sac à terre! Und nun gingen die Officiere an den geöffneten Tornistern herum, untersuchten die Papiere, trugen alle jene Assignaten auf einen Haufen zusammen, Hoche nahm Feuer, und unter dem Rufe: voi là votre fortune; elle va partir au ciel, zündete er den Haufen an, der bald genug in Asche lag. Da ich alle meine Habseligkeiten weggeworfen hatte, so besaß ich jetzt weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hemden. Um nur den Tornister wieder voll zu haben, mußte ich mir von dem einen Kameraden dieß, von dem andern jenes schenken lassen.

Wir kamen endlich wieder nach Nantes zurück und blieben nun hier längere Zeit; nur einmal kamen wir etwa vier Wochen nach Ancennis, um über die Brigands Rekognoscirung einzuziehen, kehrten aber von hier alsbald über Montaigu nach Nantes zurück. Hier hätte ich um diese Zeit leicht einmal durch einen Kameraden in große Verlegenheit kommen können. Ich war mit drei Kameraden, jenem schon genannten Künkelen von Plieningen, einem gewissen Münch von Hagenau und einem Protzler von Landau im Foubourg von Nantes in der maison rouge auf der place d'égalité und als wir hier uns gütlich gethan hatten, ging ich mit Protzler und Münch in die Stadt zurück, während Künkelen bei einem Mädchen zurückblieb. Im Hineingehen sagte Protzler, der ein verkappter Royalist gewesen sein muß, dessen Royalismus aber sonst sich nicht bemerklich machte, und wahrscheinlich nur jetzt in der Betrunkenheit hervorbrach, zu uns: wir wollen rufen: es lebe der König! Ich wußte nur zu gut,

wie gefährlich dieß war, und rieth daher nach Kräften ab. Die beiden andern aber ließen es sich nicht ausreden und schrien laut: Es lebe der König. Als wir an die Schloßwache kamen, hörte ich, wahrscheinlich von Kameraden, den Ruf: sauvez-vous, sauvez-vous. Ich ließ mir dieß nicht zweimal sagen, bog in eine Gasse ein, um nicht von den Wachsoldaten mit jenen gefangen zu werden und eilte in mein Quartier, wo ich mich sogleich zu Bette legte. Jene aber waren gerade aus gegangen und wirklich festgenommen worden. Künkelen, der inzwischen auch in die Stadt zurückkam, hörte von der Sache reden, und da er fürchtete, ich möchte auch dabei sein, kam er sogleich in mein Quartier, und war mit mir recht froh, daß ich so gut davon gekommen war. Die zwei Arrestanten wurden alsbald vor den juge de la ville gestellt und zum Tode verurtheilt. Nicht einmal der Bitte ihres Obersten, sie erschießen zu lassen, wurde Statt gegeben; sie hatten „manqué la loi" und mußten auf der Guillotine sterben. Dieß geschah auch Vormittags um Eilf Uhr. Noch auf dem Schaffot rief Protzler: vive le roi! Der Scharfrichter sagte zu ihm: mais moi, je vais crier vive la république avec ta tête; er nahm auch wirklich seinen Kopf, sobald er gefallen war, in die Hand, und rief: vive la république! Nach ihm wurde auch der Andre guillotinirt.

Mein Regiment blieb in Nantes bis zum Mai 1796. Den 23. März dieses Jahres hatten wir endlich den Vendée-General Charette, der am hartnäckigsten und verzweifeltsten gegen uns kämpfte, nach tapferer Gegenwehr, schwer verwundet in unsre Gewalt gebracht. Ich sah ihn fünf oder sechs Tage darauf hinter der Bourse in Nantes erschießen. Das ganze Armeekorps mußte ausrücken. Der General Vimeux commandirte die Garnison. Charette wurde, den Arm in der Binde, mit zwei und zwanzig Wunden, in Civilkleidung auf einen Schimmel gesetzt und zwei Stunden lang in der Stadt herumgeführt. Endlich half man ihm auf dem Executionsplatz herunter. Man wollte

ihm die Augen verbinden, allein er duldete es nicht und erklärte, selbst commandiren zu wollen. Sechs Mann waren dazu aufgestellt, drei kamen in die Reserve. Er bot alle seine Kräfte auf, und commandirte mit starker, vernehmlicher Stimme: grenadiers, appretez arme, feu! Er fiel durchbohrt nieder; man begrub ihn ohne militärische Ehren. *

Damit endigte der schreckensreiche Krieg in der Vendée. Auf beiden Seiten kamen Grausamkeiten der fürchterlichsten Art vor. Mißhandlungen von Weibern, Mädchen, Verstümmlungen waren während desselben an der Tagesordnung. Ich lernte in diesen

* Die Gefangennehmung und Hinrichtung des Generals Charette endete den mit ungeheuerer Anstrengung, und von beiden Seiten mit Hochherzigkeit und Tapferkeit geführten Vendéekrieg; die Gräuel und Grausamkeiten, die während desselben vorfielen, darf man zum größten Theile als unvermeidliche Uebel bezeichnen. — Es ist nicht ganz leicht, die Erzählung, welche hier von einem Augenzeugen gegeben wird, mit der Darstellung der Einzelheiten des Vendéekriegs, welche die Geschichte gibt, vollkommen in Einklang zu bringen. Vergessen darf man dabei am allerwenigsten, daß die hier gegebene Erzählung keineswegs von einer allgemeinen Uebersicht über den ganzen Krieg geleitet wird, sondern nur das gibt, was diesem einzelnen Subjekte in seiner nächsten Umgebung sich darstellte, oder demselben durch schwankende Gerüchte zu Ohren kam. Bei manchen Unrichtigkeiten, welche sich in seiner Erzählung finden mögen (und zwar wie ich vermuthe, am meisten in der Darstellung der Niederlage der auf der Halbinsel Quiberon gelandeten Emigrirten) wird derjenige, welcher mit der Geschichte des Vendéekriegs schon zuvor genauer bekannt war, dennoch manches Charakteristische in diesen wenigen Seiten finden, das ihm Vieles veranschaulichen kann, was ihm zwar mehr oder minder dunkel war. Was die Zeitangaben meines Referenten betrifft, so möchte man sich auf diese wohl am wenigsten verlassen können; wie es denn bei einem so alten Mann auch nicht zu verwundern ist.

Anm. d. H.

Feldzügen meine Fertigkeit im Trommeln, die mir bis in mein jetziges Alter ungeschwächt treu geblieben ist, und natürlich alle jene revolutionären Märsche, durch welche die republikanischen Soldaten von damals so hoch begeistert wurden. Auch die mancherlei Revolutionslieder sang ich damals mit, jedoch sind mir von allen nur noch die Marseillaise, die Carmagnole und ein Lied, das auf Westermann in der Vendée gedichtet wurde, und zwar zum Theil nur stückweise, im Gedächtniß geblieben.

Nach Beendigung des Vendéekriegs kam ein Bataillon meines Regiments, darunter ich selbst, nach Larochelle, das andere nach Rochefort. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in diesen Gegenden zogen wir über Rochefort, Saintes, Angoulème, Clermont, Limoges, St. Dizier, Lyon nach Grenoble, wo wir wieder mehrere Monate ruhig lagen. Hierauf kamen wir über Valence, Orange, Avignon nach Aix en Provence, wo wir wieder längere Zeit zubrachten, bis wir im Frühling 1798 nach Toulon kamen, um mit Bonaparte nach Aegypten überzuschiffen. Dieß wußten wir jedoch keineswegs; wir wurden eingeschifft, ohne das Ziel unserer Seereise zu kennen. Mein Regiment hieß von jetzt an die 142ste Halbbrigade. Nachdem wir längere Zeit im Hafen gelegen waren, segelten wir ab und kamen zwischen Algier und Sicilien hindurch nach Malta, das schon durch Vergleich erobert war. Während der acht bis zehn Tage, die wir hier im Hafen vor Anker lagen, versahen wir uns mit frischem Wasser, alsdann setzten wir unsere Reise fort und landeten bei Abukir, wo wir blieben, bis sämmtliche Truppen ans Land gesetzt waren. Nach einem längeren Marsche kamen wir sodann nach Cairo; hier aber wurde ich und mit mir noch Viele, des Climas ungewohnt, krank, und fünf Monate lang lag ich an Kopfschmerzen, Fieber und Diarrhöe im Spital darnieder. Viele von uns starben auch darin, ich aber erholte mich wieder, und kaum hatte ich das Spital verlassen, als man Freiwillige zu den Kanonieren

begehrte; denn gerade von diesen waren verhältnißmäßig sehr Viele gestorben. Ich meldete mich und wurde sogleich eingetheilt. Vor Cairo hatten wir unser Lager und laborirten hier angestrengt. Da wir sehr lange hier lagen, so nahm ich in Aegypten an keiner Schlacht Theil, und hörte wohl viel von den Pyramiden und der Schlacht, welche in der Nähe vorfiel, sah sie aber niemals. Als Bonaparte nach Syrien zog, brachen auch wir von Cairo auf und sollten ihm nachziehen; aber bei Damiette wurden wir von den Engländern, Türken und Mamelucken zurückgeschlagen. Nach einem nicht sehr langen Aufenthalt in Damiette kehrten wir nach Cairo zurück, wo wir unser Lager wieder bezogen, liegen blieben und unsere früheren Arbeiten wieder vornahmen. Inzwischen war Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, wärend wir noch lange in Kairo lagen. Plötzlich — es war im Julius — kam einmal die Kunde in unser Lager, der General Kleber, den Bonaparte als Oberbefehlshaber in Aegypten zurückgelassen hatte, sei im Schloßgarten meuchelmörderisch von einem Mameluken erschossen worden. Der Garten wurde umzingelt, und der Mameluk, der sich unter Feigenblättern versteckt hatte, aufgefunden, hervorgezogen und gespießt. Endlich schifften wir, nachdem wir uns durch die Feinde hindurchgeschlagen, in Alexandrien ein und kamen nach Toulon, wo wir Quarantäne halten mußten. Von hier kam unser Regiment nach Rennes in Brétagne, wo wir frisch eingekleidet wurden. Ich blieb bei den Kanonieren und wurde in das achte Kanonierregiment eingetheilt. Nach kurzem Aufenthalt in Rennes erhielten wir Befehl nach Brest, wo wir wieder kurze Zeit lagen. Hierauf wurden wir eingeschifft und lagen in der Rhede vierzehn Tage. Zwei Compagnien vom siebten und achten Regiment lagen mit auf der Fregatte Resolu; zwei andere Compagnien auf der Fregatte l'Espiègle. Diese segelten nach Guadeloupe und Cayenne, wir aber nach Isle de France und St. Domingo, zur Dämpfung des Negeraufstandes. Nach ungefähr drei

Monaten langten wir in St. Domingo an, wo meine Compagnie ausgeschifft und in drei Forts vertheilt wurde: in Fort Louis, Fort Bourbon und Fort Royal; alle drei Monate wurde jedoch gewechselt. Zuletzt kamen wir zur Hälfte in die Stadt St. Domingo, und dahin kam auch ich. Wir hatten hier wenig zu thun; da wir somit viel freie Zeit hatten, halfen wir die Schiffe ausladen und kamen dadurch nie in Geldverlegenheit. In St. Domingo wurde ich mit einer jungen Negerin bekannt, die auf einer Pflanzung in der Nähe Kammerjungfer war; sie kam alle Sonntage eine Stunde weit zu mir ins Wirthshaus, ließ aber nicht zu, daß ich sie besuchte. Als ich ihr jedoch mehrere Geschenke machte, wurde ihre Frau durch diesen Zug feiner Galanterie aufmerksam gemacht, und lud mich ein, meine Geliebte in ihrer Wohnung zu besuchen. Ich machte von dieser Erlaubniß Gebrauch, noch öfter jedoch kam die Negerin zu mir herein, die überhaupt mich nicht gerne lang aus den Augen ließ, da sie im höchsten Grade zur Eifersucht geneigt war, und eines Tages, als sie mich nur mit einem andern Frauenzimmer sprechen sah, mich alles Ernstes erstechen wollte, so daß ich mich ihrer Wuth nur mit Mühe entziehen konnte. Bald schenkte sie mir einen kräftigen Knaben, der etwa ein Halbjahr alt wurde, bis wir von St. Domingo nach Frankreich zurückkehrten. Als die Zeit hiezu kam, hütete ich mich wohl, meiner eifersüchtigen Geliebten Etwas davon zu sagen, oder gar Abschied von ihr zu nehmen, da sie sicherlich diese Gelegenheit ergriffen hätte, um mir jedes Liebesverhältniß für immer unmöglich zu machen; ich verhehlte ihr vielmehr unsere bevorstehende Abreise gar sorgfältig, und zum Glück erfuhr sie auch von Andern nichts davon, da unsere Einschiffung sehr plötzlich von Statten ging. Ich nahm einen Papagay mit aufs Schiff, und ein Soldat, mit Namen Laux von Landau, hatte einen sehr gelehrigen Affen bei sich. Da ich viel Geschick zum Dressiren der Thiere hatte, so beschäftigte ich mich auf dem Schiffe mit dem Abrich-

ten dieser zwei Thiere. Mein Papagay mußte alles mögliche sprechen, und der Affe lernte Seiltanzen und allerhand possierliche Kunststücke. Drei Tage vor unserer Ankunft in Brest wurde Laux krank, und als er nach der Landung ins Spital kam, trug er mir auf, für seinen Affen zu sorgen, und erlaubte mir zugleich, im Fall seines Todes ihn als mein Eigenthum zu betrachten. Wirklich starb auch Laux bald darauf an der Ruhr, und somit gehörte sein Affe jetzt mir. Ich taufte ihn Corneille, machte ihm eine Husarenkleidung und hing ihm einen Säbel um. Ich ging mit ihm spazieren, er saß auf meine Schulter und machte die drolligsten Bewegungen. Kam ich in ein Wirthshaus mit ihm, so mußte er zur Belustigung meiner Kameraden Kunststücke darstellen. Ein holländischer Schiffscapitän wollte mir einmal zwei Louisd'ors für ihn geben; auch sonst erhielt ich mancherlei günstige Anträge, allein ich mochte mich nicht von ihm trennen. Wir lagen zu Brest im Chateau, das dicht an das Meer stößt. Hier lauerte er uns auf, und suchte Alles nachzuahmen, was er uns thun sah. Einst ließen wir die Puderbeutel offen liegen, und als Alle das Zimmer verlassen hatten, kam Corneille hervor, puderte sich am ganzen Körper und beschmierte sich noch obendrein mit Pomade. Als ich zurückkam, war das ganze Zimmer voller Staub und Rauch, so daß ich anfangs glaubte, es brenne; es war jedoch nur Corneille, der über und über weiß, und jetzt in großer Todesangst, unter einer Bettlade saß. Ich wollte ihn prügeln, aber meine Kameraden baten für ihn, und ich machte somit nur warmes Wasser und wusch ihn mit Mühe und Noth wieder rein. Aber seine Nachahmungssucht sollte ihm theuer zu stehen kommen. Drei Wochen darauf mußten wir schnell ausrücken; Einer von meinen Zimmergenossen hatte sich eben rasirt und ließ in der Eile Messer, Seife und alles Zugehör offen da liegen. Als wir fort waren, suchte sich Corneille auch zu rasiren. Er seifte sich sehr regelrecht ein, und da er bemerkt hatte, daß Einige sich von unten herauf

rasiren, fuhr er auch mit dem Messer von unten nach oben, schnitt sich aber unglücklicherweise die Kehle ab. Ich fand ihn bei meiner Rückkehr röchelnd und in seinem Blute liegend. Je lieber er mir gewesen war, desto ärgerlicher machte mich dieser Anblick, und ohne lange Ueberlegung ergriff ich den armen Corneille und schleuderte ihn durch das Fenster ins Meer. Einige Kameraden glaubten ihn noch retten zu können, eilten mit einem Kahne in das Meer, und erhaschten ihn wirklich noch, er lag aber in den letzten Zügen und starb augenblicklich. Meinen gut abgerichteten Papagay, der Alles mögliche französisch parliren konnte, verkaufte ich vor unserer Abreise an einen Kaufmann um einen Louisd'or.

Nach einem Aufenthalt von zwei Monaten zu Brest wurden wir nach Douay befehligt, wo unser Regiment lag, und von hier aus kamen wir nach wenigen Monaten nach Boulogne, wo wir einige Monate lang die Kanonen an der Küste zu hüten hatten. Der Oberlieutenant, der während der Krankheit und Abwesenheit des Capitäns meine Compagnie commandirte, hatte in Paris einflußreiche Verwandte, durch die er die Versetzung seiner Compagnie nach Hannover sich auswirkte. Wir machten uns somit marschfertig, und zogen über Calais, Gravelines nach Dünkirchen, wo wir Gegenbefehl erhielten und nach Boulogne zurückkehren mußten. Hier lagen wir jedoch nur vier Tage, wo wir wieder aufbrachen und auf demselben Wege nach Dünkirchen zogen. Von hier aus zogen wir sodann über Namur nach Gent. Hier kamen wir an einem Sonntag an, und hatten kein Geld, denn unser Oberlieutenant bezahlte uns unsern Sold nicht, obwohl wir ihn anzusprechen hatten. Was war nun zu thun; leben wollten wir, also blieb uns nichts übrig, als einen leichtsinnigen Streich zu machen. Zu Vier, (drei Straßburger und ich) gingen wir in ein Kaffeehaus und ließen uns zu Essen und zu Trinken auftragen, so daß es im Ganzen etwa fünf Franken betragen mochte. Als es dunkel wurde, gingen meine

drei Kameraden weg, ich aber bestellte noch eine Flasche Wein, trank und stand dann auf, um den Abtritt zu suchen. Da ich etwas betrunken war, und der Kellner mir dieß ansah, führte er mich hinaus, als ich jedoch etwas lange außen blieb, ging er in das Zimmer zurück. Diesen Augenblick benützte ich, um mich aus dem Staube zu machen, und meine Kameraden, die mich auf der Straße erwarteten, führten mich in's Quartier, wo wir uns zu Bette legten. Kaum aber hatten wir jenes Kaffeehaus verlassen, als unser Oberlieutenant auch dahin kam, und von dem Besitzer des Kaffeehauses sogleich gefragt wurde, welche französische Compagnien hier liegen. Er antwortete, die seinige, und eine Compagnie von einem andern Regimente. Nun erzählte ihm der Wirth unsern Streich. Am andern Morgen auf unserem Marsche nach Antwerpen, erzählte der Oberlieutenant die Sache unserem Oberfeldwebel, und wir hörten deutlich, wie er mit den Worten schloß: es werden doch keine von der unsrigen gewesen seyn. Wir aber schwiegen stille, und so blieb die Sache unentdeckt.

Von Antwerpen kamen wir nach Herzogenbusch; hier gingen wir über den Rhein, zogen durch eine wüste, sandige Gegend, wo wir in Höfen übernachteten, und langten endlich in Hannover an. General Bernadotte war schon angekommen, und wir wurden ihm zugetheilt. Wir hatten hier gute Quartiere, mußten täglich vier Stunden arbeiten, und wurden für das, was wir mehr thaten, trefflich bezahlt.

Im Jahre 1805 kam die Armee von Hannover nach Oesterreich; nur das neunzehnte Infanterie-Regiment und meine Compagnie Kanoniere blieben zurück. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, die Engländer und Russen kommen; und wir mußten nun unser vieles Pulver nach Hameln in Sicherheit bringen, bei welcher Gelegenheit übrigens manches Faß unterschlagen wurde. Was wir nicht mehr nach Hameln bringen konnten, mußten wir in der Leine, die durch Hannover fließt, zerstören. Das neunzehnte Regiment hatte Hannover

schon verlassen, als es plötzlich Nachts um 10 Uhr hieß, die Engländer stehen sechs Stunden von Hannover; wir brachen daher noch in der Nacht auf, und kamen nach Hameln, wo wir bis nach der Schlacht von Austerlitz blokirt waren, in deren Folge Hannover an Preußen gegeben wurde. Auf einmal kam ein preußisches Regiment vor Hameln und löste uns ab. Wir zogen nach Cöln, erhielten hier Gegenbefehl, und fuhren auf dem Rhein nach Wesel, wo wir nach mehreren Monaten Befehl erhielten, zur großen Armee zu stoßen. Wir kamen nach Braunschweig; hier wurden 26 Mann meiner Compagnie unter einem Secondlieutenant zurückbehalten, man übergab uns 42 Fäßchen Geld, die wir über Magdeburg, Brandenburg, Potsdam nach Berlin escortirten, wo wir sie in der Münze ablieferten. Nach einem Rasttage zogen wir unserer Compagnie nach, und holten sie in Frankfurt an der Oder ein. Hier befahl man uns, wir sollten uns leicht machen, das heißt Alles verkaufen, was uns nicht dringend nöthig sei. Nachdem uns die Juden Alles abgekauft hatten, zogen wir nach Posen, lagen hier einige Monate, kamen dann nach Stettin, und von hier nach mehreren Wochen über Danzig, wo wir nur durchmarschirten, nach Königsberg, und von hier nach Tilsit, wo wir bis zum Frieden von Tilsit* blieben. Als der Friede geschlossen war, zogen wir wieder auf demselben Wege nach Stettin zurück, und wurden von hier nach Colberg beordert, wo sich eine Freischaar, aus Deserteuren und Räubergesindel bestehend, herumtrieb. In Colberg trafen wir jedoch schon drei Batterien an, so daß wir zurückbefehligt wurden; vier Sechspfünder nahmen wir nach Stettin mit, wo wir etwa drei Wochen lagen. Während dieser Zeit desertirte Einer von jenem Freikorps, und wollte nach Stettin zu seinem Weibe gehen; unterwegs aber brachte er einen französischen Oberst um und beraubte ihn.

* Den 7. Julius 1807.

die Epaulettes, die er noch hatte, verriethen ihn; er wurde festgenommen und todtgeschossen, zugleich mit dreien unserer Soldaten, die ein Mädchen mit Gewalt geschändet und dann erstochen hatten. Von Stettin zogen wir gegen Stralsund, das die Schweden besetzt hatten, und das wir ihnen abjagten, bei welcher Gelegenheit wir beinahe den König von Schweden gefangen genommen hätten. Die Schweden überließen uns die Stadt und zogen sich nach der Insel Rügen. Wir aber bemächtigten uns der in der Stadt Stralsund zurückgelassenen Munition u. s. w., führten diese nach Stettin und kehrten sodann nach Stralsund zurück. Hier blieben wir bis zum November, und erhielten alsdann Befehl nach Berlin. Kaum aber hier angekommen, mußten wir wieder nach Ratzeburg zurück, blieben hier bis zum März und kamen dann nach Schleswig, wo ich nicht versäumte, jenes Wirthshaus aufzusuchen, von wo ich zwanzig Jahre früher, mit Hülfe einer Magd, desertirt war. Ich traf jedoch, wie ich zum voraus vermuthen konnte, Niemand mehr hier an. Von Schleswig kamen wir in den Hafen Flensburg, wo wir zwei Monate lagen; und von hier aus nach Friedericia am kleinen Belt; kehrten zwar bald nach Flensburg zurück, aber nur um nach vierzehn Tagen nach der Insel Fünen Befehl zu erhalten. Wir brachen somit wieder nach Friedericia auf, kamen auf den Dünen an den Belt, wo wir vierhundert spanische Dragoner gefangen nahmen. Der Oberst, ein französischer Emigrant, erschoß sich vor der Fronte. Am folgenden Tage mußten wir mit vier Regimentern Infanterie über den Belt, um den Spaniern nachzusetzen, bis an den großen Belt, wo sie sich nach Kopenhagen einschifften, und nichts zurückließen, als etwa hundert Maulesel mit durchhauenen Gangadern und ihre Lavetten. Nach zehn Tagen kam ein Befehl zu unserer Rückkehr; wir gingen somit wieder über den kleinen Belt nach Friedericia, wo wir drei bis vier Wochen lagen, und dann nach Flensburg kamen, wo wir bis zum November blieben. Der

Winter machte sich schon ernstlich geltend, als wir nach Ratzeburg, und von hier nach Stralsund beordert wurden. Des Schnees halber mußten wir fahren, ließen unsere Kanonen in Ratzeburg zurück, und erfroren beinahe bis wir in Stralsund anlangten. Wir blieben hier acht Tage und zogen dann nach Greifswalde, wo wir den ganzen Winter über blieben. Endlich im März erhielten wir Befehl zum Aufbruch, und kamen über Potsdam, Magdeburg nach Würzburg, wo ich krank wurde, und mehrere Wochen im Spital bleiben mußte. Als ich gesund geworden war, wurde ich über Rothenburg an der Tauber, Krailsheim, Donauwörth meiner Compagnie nachgeführt und holte sie in Augsburg ein. Die Compagnie blieb hier noch einige Wochen und ging dann über Stein und Krems nach Wien, wo wir in der Alterskaserne vierzehn Tage Rast hatten. Nach Verlauf dieser Zeit erhielten zwei Compagnien Kanoniere, die fünfte Compagnie vom sechsten Regiment und die fünfte Compagnie vom achten Regiment, Befehl, sich marschfertig zu halten. Die letztere war die meinige. Wir wurden auf den Stephansplatz geführt, wo uns vierzig Millionen auf sieben Wagen zum Transport nach Frankreich übergeben wurden. Wir reisten ab und kamen nach Linz, wo umgeladen wurde. Hier lag ein würtembergisches Regiment, und ich erkundigte mich unter der Hand, ob ich nicht vielleicht meine alten Kameraden hier treffen könnte. Wirklich erfragte ich auch einen Oberfeldwebel, der auf Hohenasberg mein Zimmergenosse gewesen war; und wir gingen mit einander ins Wirthshaus, wo sich noch zwei Feldwebel einfanden, die ich kannte, und von denen Einer als Obermann in Hohenheim bei meiner mißglückten Desertion mich hatte fangen helfen. Der Officier, der mich mit ihnen hatte gehen sehen, fragte sie nachher beim Verlesen nach mir, und erfuhr, wer ich war. Sie waren auf dem Rückweg nach Würtemberg begriffen, und gingen am folgenden Tage fort, wir aber blieben acht Tage in Linz, bis die Wagen fertig waren. Dann

gingen wir weiter nach Augsburg, wo wieder umgeladen wurde, und wo wir vierzehn Tage lagen, bis Alles in Ordnung war. Von hier aus gingen übrigens von jeder Compagnie nur sechszig Mann mit den Wagen, die übrigen blieben in Augsburg zurück. Ich selbst zog mit, und so kamen wir über Günzburg, Ulm, Geißlingen, nach Göppingen. Hier nahm ich Urlaub, besuchte meinen Vetter in Albershausen, und kehrte des Abends nach Göppingen zurück. Am nächsten Morgen fuhren wir weiter nach Cannstadt. Hier nahm ich wieder Urlaub, und ging nach Stuttgart, um mich nach meiner Schwester umzusehen; meine Base wußte aber nichts von ihr. Zufällig traf ich einen Polizeidiener Dautphöus, den ich von früher her kannte, einen Bruder von dem in Würtemberg bekannten Dautphöus, der vor etwa fünfzehn Jahren als Mörder in Stuttgart hingerichtet wurde. Diesen kannte ich recht wohl wieder, aber nicht so er mich. Ich fragte ihn nach meinen Verwandten, und er schlug mir, als ich auch nach meinem Kameraden Steininger fragte, in einem Polizeibuch auf, daß derselbe desertirt sei, nebst den näheren mir am besten bekannten Umständen. Ueber meine Schwester befragt, gab er mir die Auskunft, daß sie ins Waisenhaus nach Ludwigsburg gekommen sei. Ich nahm ihn hierauf in den Würtembergischen Hof, bezahlte dort die Zeche, sagte ihm aber meinen Namen immer noch nicht, bis es Nacht wurde und ich das Wirthshaus mit ihm verließ. Als er es erfuhr, rief der schlechte Bursche plötzlich: du bist arretirt. Ich aber zog den Säbel blank und drohte ihm, wenn er es wage, Hand an mich zu legen.

Da das Wirthshaus vor dem Thore von Stuttgart liegt, so konnte er nichts thun, er bat mich um Verzeihung, und ersuchte mich noch, ihm sechs Kreuzer zu geben, um das Thorgeld bezahlen zu können, da das Thor schon geschlossen war; ich aber gab ihm keine Antwort mehr, sondern ging nach Cannstadt zurück. Da ich übrigens erfahren hatte, daß meine

Schwester in Ludwigsburg sei, so hielt ich am folgenden Morgen wieder um Urlaub an, und ging nach Ludwigsburg voraus, wo ich aber im Waisenhaus zu meinem Schmerz erfuhr, daß meine Schwester wenige Jahre zuvor gestorben sei. Ich eilte nun den Wagen wieder nach und holte sie in Vaihingen an der Enz ein. Von hier ging der Weg über Pforzheim, Durlach, Baden-Baden, Kehl, wo wir visitirt wurden, ob wir keine Contrebande bei uns hätten, nach Straßburg, und wir lieferten die Wagen in der Münze ab. Nachdem wir einen Rasttag gehabt, kehrten wir auf demselben Wege wieder nach Augsburg zu meiner Compagnie zurück. Hier kamen wir gerade zu der Zeit an, als die Kaiserin Marie Louise von Oesterreich nach Frankreich zur Vermählung reiste. Als sie nach Augsburg kam, erhielt die ganze Garnison jeder dreißig Sous von ihr zum Vertrinken. Wir hielten damit einen Schmaus auf dem Rathhause, bei welchem Alles durcheinander saß: Baiern und Franzosen, Kanoniere und Chevauxlegers. Des Abends, als die Köpfe ein wenig warm wurden, gab es auch Händel, und als diese gefährlich zu werden drohten, ließ der Gouverneur, dem die Sache zu Ohren kam, Generalmarsch schlagen. Nun mußten wir schnell in unsere Quartiere, uns fertig machen, sammeln und ausrücken. Man ließ uns eine halbe Stunde stehen, bis man glaubte, die Hitze habe sich einigermaßen abgekühlt, dann rückten wir ein, wurden jedoch in unsere Quartiere consignirt. Starke Patrouillen zogen durch die Stadt, und arretirten jeden Soldaten, der sich auf der Straße zeigte.

Wir blieben in Augsburg bis zum Frühjahr, und ich mußte als Schneider arbeiten. Ich war alsdann unter den letzten zwölf Mann, die mit zwei Kanonen und einigen Pulverfässern nach Frankreich zurückkehrten. In Straßburg erhielten wir Befehl, uns zu unserem Regimente zu verfügen, das in Boulogne lag. Hier lagen wir zwei Monate und kamen alsdann nach Douay in Flandern. Damals wurden zweiund-

zwanzig Compagnien Kanonierveteranen errichtet; ich hatte die beständige Unruhe des Feldlebens nachgerade satt, und als daher in Douay ein General uns sagte: wer zu den Veteranen wolle, solle sich melden, meldete auch ich mich, sammt sechs andern von meiner Compagnie. Wir kamen auf die Insel Oleron, während andere Veteranen-Compagnien auf andere Inseln und Seeplätze versetzt wurden.

Auf der Insel Oleron blieb ich drei Jahre; die Löhnung war eilf Sous, dabei noch Brod und Kleidung frei. Mit Wachabkaufen und andern Arbeiten verdiente ich außerdem noch Geld genug. Ich kehrte hier wieder zur Trommel zurück, der ich seit Egypten untreu geworden war. Hier war sie mir wieder erwünscht, weil ich durch sie mehr Freiheit zum Arbeiten für mich erhielt. Als es im Jahre 1814, nach dem ersten Sturze des Kaisers Napoleon, Friede wurde, dachte ich auch an mein Vaterland, und entschloß mich, damals noch ein rüstiger Mann von einundfünfzig Jahren, mein Leben im Vaterlande zu beschließen. Ich nahm daher meinen Abschied von Frankreich, den ich hier mittheilen will.

Royaume de France.

Congé absolu.

Nous soussignés membres du conseil de l'administration de la cinquième compagnie des Canoniers vétérans certifions avoir donné congé absolu au nommé Steninger (Jean), Tambour, dit Steninger de la cinquième compagnie des canoniers vétérans, natif de Wurtemberg, Departement de Royaume de Wurtemberg, agé de 48 ans,* taille d'un Metre 71 centimetres, cheveux et sourcils chatains, yeux bleux, front rond, nez moyen, bouche moyenne, menton fourchu, visage oval, compris au registre-matricule du corps sous le Nr. 113; le présent congé accordé en vertu des ordres de S. E. le ministre de la guerre.

* Dieß ist irrig, wie jeder, der sich erinnert, daß Steininger im Jahr 1763 geboren ist, selbst berechnen kann.

Fait au château Isle d'Oléron le prémier août 1814.

Les Membres du conseil d'Administration:

Guibert, Sergent. pr. Lnt. Adelle. Gamuin, capt.

Vu par nous
Inspecteur aux revues:
Larobe. *

Approuvé par nous:
Inspecteur - général
Maurice Matthieu.

Détail des services.

Entré au service au 77. Regiment d'Infanterie le 19. juin 1791 passé à la 12. compagnie de canoniers vétérans, le 22. Mai 1811.

Campagnes et blesures.

An 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 et 9 aux armées de la Vendée et de l'Ouest, 11, 12 et 13 à l'armée d'hannovre, an 14, 1806, 1807, 1808, 1809 à la grande armée.

Meinen Abschied hatte ich nun, und so sagte ich denn in Gottes Namen der französischen Fahne, unter der ich 23 Jahre gedient, Lebewohl. Meine Reise bis Straßburg war mir vorgezeichnet und ich erhielt bis dahin von jeder Stunde drei Sous. Aber in Straßburg angekommen, hatte ich doch wieder nicht den rechten Muth, nach Würtemberg hinüber zu gehen, und da zudem der Winter heranrückte, nahm ich Arbeit in der Gießerei an und blieb bis zum nächsten Frühling. Plötzlich kam die Nachricht, Napoleon sei von Elba zurückgekommen, und marschire gegen Grenoble. Von der Begeisterung, welche diese Nachricht in Straßburg und im ganzen Elsaß hervorbrachte, kann man sich keine Vorstellung machen. Allenthalben wurden Nationalgarden errichtet, die ihm entgegen gehen sollten, vier Bataillons bas-Rhin, und vier Bataillons haut-Rhin. Auch ich meldete mich sogleich und wurde im Augenblick Grenadier-Sergent beim vierten Bataillon. Sobald wir eingekleidet waren, erhielten wir Befehl nach Hüningen, wohin wir unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung: vive l'empereur! abgingen. Eine Stunde vor Hüningen kamen aber

* Dieser Name ist etwas unleserlich geschrieben.

Oesterreicher und Badenser, die bei Basel über den Rhein gegangen waren, gegen uns, und griffen uns an. Wir zogen uns bis nach Heiligenkreuz bei Colmar zurück, wo wir übernachten wollten, und schon suchten wir Feuer, als ein Spion dem General anzeigte, die Kaiserlichen umringen uns. Wir brachen nun auf der Stelle auf, und zogen, durch Colmar hindurch, gegen Schlettstadt uns zurück. Wir kamen in der Nacht vor Schlettstadt an, verfolgt von kaiserlichen Husaren. Unser Oberst ließ aufmarschiren und ein tüchtiges Rottenfeuer spielen, das seine gehörige Wirkung that, während wir nur zwei Mann verloren. Die Feinde zogen sich etwas zurück, unser Oberst ließ nun die Colonnen schließen, und wir zogen nach Schlettstadt hinein; schon aber verfolgten uns wieder die Kaiserlichen, auf die von der Stadt aus gefeuert wurde. In Schlettstadt waren wir nun vier Monate eingeschlossen. Eines Nachts machten wir einmal einen kleinen Ausfall und zogen gegen Köſterholz, wo die Würtemberger standen. Wir sollten sie überrumpeln, aber es fielen ein paar Schüsse und nun ging der Lärm an. Wir hatten indeß schon einer Wache mit vier Mann uns bemächtigt, einen würtembergischen Adjutanten zusammengehauen und einen Hauptmann mit Namen Zimmermann verwundet. Wir zogen uns nun hinter Köſterholz, wo der General Stockmayer lag, der sich damals in die Kirche geflüchtet haben soll, herum und kehrten nach Schlettstadt zurück. Als wir nun jenen verwundeten Hauptmann Zimmermann, der fünf Medaillen trug, gefangen nahmen, stellte sich auch ein Marodeur von uns ein, der demselben die Medaillons rauben wollte. Der Hauptmann, der nicht allzuschwer verwundet war, sagte ihm, er habe ihn nicht verwundet, und somit habe er auch keinen Anspruch auf diese Medaillen. Als jedoch ein Fuhrmann den Hauptmann auf einen Wagen brachte und jener Marodeur noch zugegen war, gab er ihm einen Stich, raubte ihm die Medaillen, gab zwei silberne dem Fuhrmann und behielt zwei goldene und eine

silberne für sich. Als er nach Schlettstadt kam, war er so unverständig, mit seinem Raub noch öffentlich zu prahlen, indem er die drei Medaillen anlegte. Der verwundete Hauptmann dagegen hatte sogleich nach seiner Ankunft im Spital den Gouverneur zu sich bitten lassen, erzählte diesem die Sache und starb bald an seinen Wunden. Es war leicht, den Betrüger ausfindig zu machen, da er seinen Raub zur Schau getragen hatte; er gestand auch seine Niederträchtigkeit und wurde am folgenden Tage erschossen. Die Medaillen wurden den Würtembergern zugesandt, und diese schickten dagegen fünf französische Thaler, von denen auch ich, als bei jener Affaire anwesend, einen bekam.

Bald nachher wurden die Würtemberger von den Hessen abgelöst, und nach der Schlacht bei Waterloo wurde Friede. Ich legte somit meine Stelle als Grenadier-Sergent nieder. Ich begab mich nach Fort-Louis und arbeitete bei den Kaiserlichen an den Schanzen; allein die Arbeiter wurden bald abgedankt und ich machte mich, mit 30—40 Franken in der Tasche, auf den Weg nach Straßburg. Ich kam bis nach Bischweiler und hier traf ich die Würtemberger, die auf der Rückkehr von Paris begriffen waren. Diese Gelegenheit ergriff ich, um mich zu versichern, ob ich ohne eine Strafe befürchten zu müssen, in mein Vaterland zurückzukehren wagen könne. Ich fragte nach dem Inspecteur, wurde zum General Phull geführt, erzählte diesem meine Geschichte und drückte ihm den Wunsch aus, wieder in mein Vaterland zurückkehren zu können. „Geh' nur hinüber," antwortete er mir, „es ist ja Generalpardon ausgesprochen."

So konnte ich denn, nach 28 Jahren, wieder frei und offen nach Würtemberg zurückkehren; meine Jugendsünden waren hier zum Theil nicht bekannt, zum Theil waren sie vergessen, und so überschritt ich denn frohen Muthes den Rhein und betrat den deutschen Boden.

III.

Der Greis.

Mit den Dillen'schen Jägern ging ich vom Rhein aus nach Würtemberg zurück, und stand nun, ein 52jähriger Mann, gerade auf demselben Punkte, wo ich vor 36 Jahren als 16jähriger Jüngling bei meinem ersten Eintritt in Würtemberg gestanden war. Aber damals stand ich in der Blüthe meiner Jahre, war voll Jugendkraft und Jugendmuth, voll Keckheit und Trieb zu Unternehmungen aller Art; jetzt hatte ich im Dienste fremder Mächte meine besten Kräfte verzehrt, hatte im Laufe von zwanzig Jahren an siebenzehn mehr oder weniger anstrengenden Feldzügen Theil genommen, wofür ich in dem Lande, das ich jetzt wieder zu meiner Heimath zu machen suchen wollte, auf keine Belohnung rechnen durfte. Was nützte es mich jetzt, daß ich fast ganz Europa durchzogen, daß ich sogar in Afrika und Amerika für Frankreichs Fahne thätig gewesen, daß ich an den wichtigsten Ereignissen der neuern Zeit Theil genommen hatte: Alles dies konnte mir in dem Lande, das ich jetzt wieder betrat, nicht zum Verdienst angerechnet

werden, ja ich mußte froh sein, wenn man es hier wenigstens in soweit vergaß, daß man sich nicht bedachte, mich ein Stückchen Brod sauer verdienen zu lassen. Gelernt hatte ich, von frühester Jugend auf unter Soldaten aufgewachsen, eigentlich nichts; ich konnte lesen und schreiben, ich hatte auf dem Zug nach Aegypten auf dem Schiffe das sogenannte Häkeln und Stricken, und dann für mich selbst auch die Schneiderei so weit gelernt, daß ich das Nöthigste passabel anfertigen konnte, aber ich hatte keinen Lehrbrief und kein Meisterzeugniß aufzuweisen und konnte mich also damit in jedem Falle nur kümmerlich durchbringen. Sonst aber besaß ich noch allerlei Kenntnisse: ich konnte Hunde abrichten, Körbe flicken, Stöcke schneiden, Vögel fangen, ohnehin, da ich noch ein rüstiger Mann war, schwere Arbeiten aller Art thun, und, wie schon angedeutet, Handschuhe und dergleichen aus Wolle verfertigen, Strümpfe stricken, kurz Alles, was man ins Haus braucht. Mit diesen Eigenschaften und mit frohem Muthe ausgerüstet, betrat ich den vaterländischen Boden wieder.

Ich wendete mich zuerst nach dem alten Zeugen meiner Leiden und Freuden, dem Berg Hohenasberg, wo ich Kameraden aufsuchte. Ich fand dann im Dorfe, das unter demselben liegt, beim Herrenküfer auf vierzehn Tage Arbeit, und schneiderte. Als die Arbeit ausging und ich darauf denken mußte, mir irgendwo eine bleibende Unterkunft zu verschaffen, begab ich mich nach Stuttgart und meldete mich bei der Behörde. Man wies mich an das Oberamt Göppingen, dem ich angehöre. Von diesem aus wurde ich wiederum an meine Verwandten in Albershausen und Schlierbach verwiesen, bei denen ich auch eine Zeit lang blieb und ihnen in der Haushaltung auf jede Art zu helfen suchte. Ich erhielt von ihnen auch einmal eine Anweisung von dreißig Gulden auf eine Schuld, die ihnen zu gut kam, und verschaffte mir durch sie fünfzehn Gulden baar, während ich die andere Hälfte der Schuld bei dem Schuldner im Hause verzehren durfte.

Ich kaufte mir nun wieder einige Kleider und fuhr fort in Abershausen zu arbeiten. Es lebte damals in diesem Orte ein Pfarrer, dem ich für die Dienste, die er mir leistete, nicht dankbar genug sein kann. Als seine Frau von meiner Fertigkeit im Stricken und Nähen und zugleich davon hörte, daß es mir nicht zum allerbesten ergehe, nahm sie mich zu sich, und ich besorgte nun im Pfarrhaus alle möglichen Arbeiten im Haus, Hof und Garten. Hier blieb ich bis weit ins Jahr 1816, und der Pfarrer, dem ich oft von meinen Erlebnissen erzählen mußte, drückte nicht selten den Wunsch aus, etwas für mich thun, und mich irgendwohin empfehlen zu können. Dieß war ihm auch bald möglich. Er kam nämlich häufig nach Göppingen und hatte hier einen Lieutenant der Landjäger (Gendarmen) kennen gelernt, dem er hin und wieder von mir erzählte, und mich, da ich zu lesen und zu schreiben verstehe, zum Landjäger vorschlug. Dieß war auch in der That nicht ohne Erfolg; ich erhielt das Dekret als Landjäger, trat am 1. November ins Landjägercorps ein, und erhielt meinen Dienst im Neuwürtembergischen, im Oberamt Mergentheim. Ich sollte jedoch diesen Posten nicht lange behalten. Der General Forstner kam bald hinter einige meiner Desertionen und meinte, er könne mich nicht zum Landjäger brauchen. Man berief mich nach Stuttgart, kündigte mir an, daß ich zu den Garnisonscompagnien versetzt sei, und schon am 7. December 1816 trat ich meinen Dienst auf der Festung Hohenasberg an.

So war ich denn jetzt wieder auf dem Berge, auf welchem ich mich zum erstenmale an würtembergische Soldatenzucht gewöhnt hatte. Indessen, die Zeiten hatten sich sehr geändert; Herzog Carl war zwar erst seit dreiundzwanzig Jahren todt, aber man hatte seitem große Fortschritte gemacht. Uebrigens war ich jetzt eben wieder einfacher Soldat und hatte täglich drei Kreuzer zu verzehren.

Ich war kaum auf der Festung angekommen, als

wir auf einige Monate nach Gmünd versetzt wurden, um dort an der Zuchthauswache die Landjäger abzulösen; bald kehrten wir jedoch wieder zurück und ich wurde am 14. Mai 1817 Rottenmeister. Nicht volle zwei Jahre nachher, am 1. April 1819 wurde ich Obermann, und als solcher in den Jahren 1819 und 1820 zu den Sträflingen an den Kanalbau nach Kochendorf commandirt. Bei dieser Gelegenheit lernte ich ein Mädchen kennen, das ich zu heirathen beabsichtigte. Als ich nun am 26. April 1821 das Dekret erhielt, daß ich als Regimentstambour zum 8. Infanterieregiment nach Ulm versetzt sei, nahm ich das Mädchen mit mir und trat meine Reise nach Ulm von Kochendorf an. So hatte ich denn doch, in meinen alten Tagen noch, im Laufe von wenigen Jahren die höchste Unteroffiziersauszeichnung erreicht. Ich blieb in Ulm zwei Jahre, und während dieser Zeit war jenes Mädchen bei mir. Ich machte eine Eingabe, dasselbe heirathen zu dürfen, es wurde mir jedoch nicht gestattet, vielmehr das Mädchen, mit etwa sechs andern, aus Ulm weggewiesen. Ich machte während meines Aufenthalts in Ulm im Jahr 1821 das Manoeuvre bei Heilbronn, und im Jahre 1823 das Manoeuvre bei Reutlingen mit, bei welch letzterm ich in der Nähe von Nekarthailfingen krank und nach Stuttgart in das Spital gebracht wurde, wo ich fünf Tage lag und alsdann mit meinem Regimente nach Ulm zurückzog.

Daß mein Mädchen von Ulm weggewiesen wurde, ärgerte mich so sehr, daß ich einen dummen Streich beging. In der Hoffnung nämlich, in Kochendorf an der Saline irgend eine Stelle zu erhalten, auf der ich das Mädchen heirathen könnte, das übrigens einiges Vermögen, 900 Gulden, besaß, nahm ich in Ulm am 2. April 1823 meinen Abschied, und sagte mich damit wieder von dem würtembergischen Militärdienst los. Der Abschied lautet:

Königlich Würtembergisches achtes Regiment.

Abschied

für

den Regimentstambour Steininger von Sparwiesen, Oberamts Göppingen, im Donaukreis, 9 Zoll, 4 Linien groß, geboren den 27. Februar 1763, evangelisch, ledig, von Profession ein Schneider, wird als Excapitulant entlassen.

Diente seit dem 8. Mai 1779 als Freiwilliger bis 1787 in würtembergischen Diensten, desertirte am 20. August 1787 auf dem Marsch nach Cap zu Oesterreich,* war in diesen Diensten drei Jahre, neun Monate, und in französischen dreiundzwanzig Jahre, drei Monate, kam den 7. December 1816 wieder in würtembergische Dienste auf Generalpardon.

Feldzüge in österreichischen Diensten: einen; in französischen: siebenzehn. Ehrenzeichen: keine; Wunden: keine.

Aufführung seit seiner Wiedereintheilung sehr gut.

Dieser Abschied ist bei dem betreffenden Oberamt vorzuweisen.

Garnison Ulm den 2. April 1823.

Oberst, Regiments-Commandeur:
Seybold.

Diesen meinen Abschied in der Tasche, und mein Mädchen an der Seite, wanderte ich von Ulm nach Kochendorf, und suchte um irgend eine Stelle nach; allein es wollte sich keine für mich finden. Nun war guter Rath theuer und ich begann einzusehen, daß ich etwas gescheidteres hätte thun können, als meinen

* Wohlweislich verschwieg Steininger seine übrigen Desertionen, und daraus erklärt sich auch, daß in diesem Abschied sein Dienst bei Oesterreich in einer Dauer von drei Jahren und neun Monaten aufgeführt ist.

Anmerk. d. Herausg.

Abschied verlangen. Allein, geschehen war es einmal, und so mußte ich die Sache wieder so gut es ging gut zu machen suchen. Wir gingen zusammen nach Stuttgart zurück, ich ließ mich dem damaligen Präsidenten, jetzigen Kriegsminister, Ernst von Hügel, melden, und suchte wieder um Versetzung zu den Landjägern nach. Es half nichts; man hatte mich von meinem frühern Landjägerposten versetzt, und dadurch allzudeutlich ausgesprochen, daß man mich für eine solche Stelle untauglich erachte. Nun schien mir nur noch ein Mittel übrig zu bleiben, nämlich die Rückkehr nach Frankreich, wo ohnehin damals eine Expedition nach Spanien im Werke war, die ich, meines Alters ungeachtet, mitzumachen durchaus nicht abgeneigt war. So faßte ich denn, nach manchem Hin- und Herdenken, diesen Entschluß, und wanderte mit meinem Mädchen nach Vaihingen an der Enz. Hier ging das Geld zur Neige, allein ich hatte eine gute silberne Uhr, für die ich sechs Gulden löste, worauf ich mit meinem Mädchen nach Pforzheim weiter reiste. Hier gestand mir meine Liebste, daß es, Alles reiflich erwogen, keineswegs ihr Wunsch sein könne, mit mir einer ungewissen Zukunft in Frankreich entgegen zu gehen; vielmehr wolle sie in ihre Heimath nach Hall zurückkehren, wo ihr Vermögen stehe, und sich dort auf irgend eine Weise fortzubringen suchen. Da ich gegen ihre Gründe durchaus nichts einzuwenden haben konnte, theilte ich die erlösten sechs Gulden zwischen mir und ihr, und am folgenden Morgen, nach einem zärtlichen Abschied, trennten wir uns von einander. Ich kam glücklich in dem wohlbekannten Straßburg an, und fand, des Geldes sehr bedürftig, in der Geißerei auch sogleich Arbeit. Allein nach kurzer Zeit wurde ich krank, kam ins Spital, und lag hier vier Monate lang am Fieber darnieder. Als ich aus dem Spital kam, meldete ich mich zum Feldzug nach Spanien. Allein inzwischen hatten sich die Zeiten geändert. Unter französische Linientruppen wurden jetzt keine Ausländer mehr aufgenommen; ich hätte bleiben sollen, hieß es,

als ich meinen französischen Abschied zeigte, und so ging wieder eine Hoffnung für mich hinunter. Zudem fand ich keine Arbeit mehr, und so blieb mir keine andere Wahl übrig, als in das Land zurückzukehren, von dem ich vor wenigen Monaten trotzig den Abschied gefordert hatte.

Ich erhielt durch ganz Baden frei Quartier, bis nach Pforzheim. Von hier aus ging ich nach Markgröningen, wo ich des Abends ankam und auf der Arbeitshauswache, die damals von Hohenasberg aus bedient wurde, und wo ich gute Bekannte traf, übernachten wollte. Als man mich hier nicht aufnehmen konnte, ging ich zu einer verheiratheten Frau, die früher unter Herzog Carl meine Geliebte gewesen, jetzt aber längst verheirathet war und schon erwachsene Söhne hatte; hier fand ich eine Liegerstätte bis zum andern Morgen.

Am folgenden Tage ging ich über Marbach, Oppenweiler, Gaildorf nach Hall. Hier ließ ich meine frühere Geliebte ins Wirthshaus holen, und sie erzählte mir, daß sie seit einigen Wochen mit einem Maurer versprochen sei. Sie schenkte mir zwar einen Gulden, allein dieß konnte mich aus der traurigen Lage, in der ich mich jetzt befand, nicht retten. Die nächstfolgende Zeit, bis zu meiner Wiedereintheilung in das Militär, ist die traurigste, die ich je, seit meiner frühesten Jugend, erlebte, und manchmal stand ich, an so schmerzliche Entbehrungen durchaus nicht gewöhnt, auf dem Punkte, meinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen.

Ich wendete mich von Hall nach Gaildorf, in dessen Nähe damals eine Vitriolfabrik errichtet wurde. In dieser Fabrik verdiente ich mit der härtesten, ungesundesten Arbeit nicht mehr als vierundzwanzig Kreuzer täglich. Dennoch hielt ich es vierzehn Tage aus, allein nach Verlauf dieser Zeit hörte selbst diese Arbeit auf. Aller Baarschaft entblößt, machte ich mich auf den Weg nach Stuttgart. Gleich in der Nähe von Gaildorf begegnete mir der daselbst damals residirende

Graf Pückler-Limpurg mit seiner Gemahlin. Es war etwas an ihrem Wagen zerbrochen, er stieg aus, sprach mit seiner Gemahlin französisch, und als ich dieß hörte, näherte ich mich, zeigte meinen französischen Abschied und deutete zugleich mit wenigen Worten meine jetzige traurige Lage an. Der Graf las, bemerkte mir, ich hätte in Frankreich bleiben sollen, und schenkte mir vierundzwanzig Kreuzer; er gab hierauf den Abschied auch seiner Gemahlin, die mir ebenfalls vierundzwanzig Kreuzer gab. Ich betrachtete dieß schon als eine gute Vorbedeutung und faßte wieder neuen Muth. Als ich weiter ging, begegnete mir ein Handwerksbursche mit einem schweren Tornister; ich trug ihm diesen, und er hielt mich dafür im Wirthshaus frei. Endlich kam ich nach Stuttgart. Da ich durchaus nichts zu verlieren, somit auch nichts zu fürchten hatte, so beschloß ich, mich dem Kriegsminister Grafen von Franquemont zu melden, dessen Bruder die Expedition an das Cap commandirt hatte, und der selbst als Fahnenjunker mit uns abgegangen, in Frankreich jedoch schon zum Lieutenant befördert worden war. Als ich mich dem Kriegsministerium näherte, kam eben ein mir bekannter und befreundeter Oberfeldwebel, der auch seinen Abschied genommen und wahrscheinlich um irgend eine Versorgung gebeten hatte, aus der Thüre heraus. Er rief mir schon von Weitem zu: Ich solle mich wohl hüten, hinaufzugehen; er komme so eben herab und habe einen derben Verweis, statt eines Unterkommens, davon getragen. Ich verließ mich jedoch auf meinen Abschied, der, wie ich wohl wußte, besser war als der des Oberfeldwebels, und antwortete diesem daher: ich wolle es einmal probiren. Ich ging hinauf und trug meine Sache vor. Allerdings konnte es nun nicht fehlen, daß der Kriegsminister mir eine tüchtige Lektion verlas, und gehörig über mich hineinschrie: So seid ihr Leute! lange Jahre dient ihr auswärts, kommt dann ins Land zurück, man hilft euch wieder zu einem Brode, aber ihr spielt den Trotzigen, fordert euern Abschied und geht wieder fort; und jetzt soll man euch

dann wieder helfen. Ich entschuldigte mich damit, ich habe es in Ulm als Regimentstambour nicht mehr aushalten können, wegen der neuen Musikmärsche; ich verstehe mich nicht auf Noten und mein Kopf sei zu alt, um noch etwas der Art zu lernen. Allein er wollte meine Einrede nicht gelten lassen. Als sich seine Hitze einigermaßen gelegt hatte, bat ich noch einmal, und er hieß mich endlich warten. Hierauf sagte er seinem Sekretär ein paar Worte, händigte mir eine Anweisung auf fünf Gulden Gratial ein, und sagte, er werde an mich denken und verabschiedete mich.

Wer war froher als ich! Aber ich überlegte auch sogleich, daß ich, um nicht mit meinem Gelde jenem leichtsinnigen Oberfeldwebel in die Hände zu fallen, den Pfiffigen spielen müsse. Ich ging daher mit meiner Quittung hinten in die Kriegskasse, nahm mein Geld in Empfang, und kehrte dann zur Vorderthüre des Kriegsministeriums zurück, wo, wie ich richtig vermuthet hatte, jener Oberfeldwebel meiner wartete. Ich aber klagte: O, wenn ich nur nicht hinauf gegangen wäre; diesen Verweis hätte ich mir ersparen können, und verschwieg sowohl mein Geschenk, als die Hoffnung, welche mir der Kriegsminister gemacht hatte. Ich ging von Stuttgart nach Göppingen, allein man wollte mich in Sparwiesen, dem Geburtsort meines Vaters, nicht annehmen, weil man fürchtete, ich werde früher oder später der Gemeinde zur Last fallen. Ich ging, unschlüssig, was ich thun sollte, nach Stuttgart zurück und arbeitete einige Zeit an einem Gebäude als Handlanger, zugleich mit dem später hingerichteten Datphöus. Allein dieß war harte, mühevolle Arbeit mit geringem Verdienst. Ich erhielt nun von einem früheren Bekannten den Rath: ich solle mich irgendwo arretiren lassen, dann werde ich in mein Ort, wo ich hingehöre, von Amtswegen transportirt, und jede Einrede meines Ortsvorstandes gegen meine Annahme werde sodann vergebens sein. Ich machte mich auf den Weg; in Aalen begegnete mir ein Landjäger, der mich nach dem Passe fragte; ich zeigte ihm meinen

Abschied, und da ich nicht gerade mitten in der Stadt arretirt werden wollte, so war ich, als er damit zufrieden war, auch zufrieden. Eine Viertelstunde vor Aalen begegnete mir wieder ein Landjäger, der, als er meinen Abschied gelesen hatte, meinte, er sei zu alt, und wenn er mich arretiren wollte, so könnte er es. Ich antwortete ihm darauf: ich verlange es sogar. Ich wurde nun vom Oberamt Aalen über Gmünd nach Göppingen geschickt, und nun mußte ich in Sparwiesen angenommen werden. Um mich doch auf irgend eine Art zu benützen, wurde ich zum Presser aufgestellt; in dieser Eigenschaft mußte ich von bösen Schuldnern eingeklagte Schulden eintreiben, und hatte zugleich von einer bestimmten Summe eine bestimmte Belohnung. Auf diese Weise ernährte ich mich einige Monate lang recht gut, und konnte sogar so viel erübrigen, daß ich mir ordentliche Kleider anschaffte, die mir ein sehr dringendes Bedürfniß waren. Allein bald passirte mir ein Spuk, der mich um meinen Dienst brachte. Auf einer meiner Reisen als Presser geschah es mir nämlich, daß ich in Göppingen des Guten zu viel that, und auf dem Wege nach Boll den Chausseegraben zu meiner Liegerstatt erwählte.

Hier wurde ich denn in einem höchst unzweideutigen Zustande gefunden, und da der hohe Magistrat von Sparwiesen der Ansicht war, daß ich bei dem von mir bewiesenen Hang zum Trinken nicht im Stande sei, meinen hohen Posten gehörig zu versehen, so wurde ich desselben durch einen feierlichen Beschluß entsetzt. Allein die Gemeinde gewann dadurch nichts, als daß sie mich ein paar Monate ernähren mußte; ich erhielt von den wohlhabenderen Mitgliedern der Gemeinde abwechslungsweise meine Kost, und da ich durch meine sonstigen Arbeiten mir auch noch einiges Geld verdiente, so war meine Lage nicht allzu drückend. Plötzlich kam vom Kriegsministerium an das Oberamt die Erkundigung nach meiner Aufführung. Der Kriegsminister hatte Wort gehalten, und sich meiner erinnert. Mein Ortsvorstand konnte nichts Schlimmes

über mich berichten, als daß ich einmal betrunken gewesen, und in einem Graben gefunden worden sei. Indeß scheint man mir diesen Fehlritt beim Kriegsministerium nicht sehr übel genommen zu haben; denn umgehend kam, am 18. Mai 1824, meine Versetzung zu den Garnisons-Compagnien als Bataillons-Tambour. Am 24. Mai rückte ich auf Hohenasberg ein.

Und so kam ich in meinem 61sten Jahre wieder in dieselbe Garnison, in die ich vor 45 Jahren als 16jähriger Jüngling eingetreten war. Die Zeit der Desertionen war vorüber, und mein Wunsch und Wille ist es, auf diesem Berge, der mir durch lange Gewohnheit theuer geworden ist, mein Leben zu beschließen. Ich lebte von jener Zeit an ruhig meinem Dienste; das Alter stellte sich nach und nach ein, und dämpfte die unruhigen Triebe des Jünglings und des Mannes. Ich diente treu und redlich fortan meinem Könige: und er erkannte es an, indem er mich am 26. März 1838 mit dem für 20jährige, treugeleistete Dienste gestifteten Militärverdienst-Ehrenzeichen dekorirte. Einige Monate später, am 1. August 1838 wurde ich, weil es schien, als sei ich in Folge meiner schwächer werdenden Füße nicht mehr im Stande, meinen Dienst zu versehen, mit Invalidengehalt entlassen; erhielt jedoch, da ich weder 35 Jahre in Würtembergischen Diensten zugebracht, noch Feldzüge bei Würtemberg mitgemacht, somit auf das eigentliche Invalidenhaus in Comburg keinen Anspruch hatte, die besondere Vergünstigung vom Kriegsministerium aus, daß ich auf Hohenasberg in der Kaserne wohnen dürfe, und hier Kost, Wohnung, Kleidung und Bette frei genieße. So lebe ich jetzt ruhig auf meinem Berge fort, und werde ihn wohl nie mehr auf längere Zeit verlassen. Alle Soldaten und zumal alle Unterofficiere lieben mich als einen immer noch lustigen und guten Kameraden; ja die letzteren unterstützen mich auf die löblichste Weise, und thun mir viel Gutes. Lustig und vergnügt, aller meiner Sinne noch vollkommen mächtig, an Geist und, mit Ausnahme der Füße, auch am Kör-

per ungeschwächt; seit Jahren von keiner Krankheit mehr heimgesucht, hoffe ich hier noch manches Jährchen zu verleben, und noch manches Glas Wein in fröhlicher Gesellschaft zu trinken; sollte aber der Tod sich meiner früher erinnern, er wird mich bereit finden, mag er kommen, wann er will.

Beilage.

Lieder,

aus Steininger's Munde niedergeschrieben.

Die Carmagnole.

Revolutions-Lied.

La république nous appelle
 Aux combats;
Que tous les tyrans
 N'auront plus de soldats.

Dansons la Carmagnole
 Vive le son, vive le son,
Dansons la carmagnole,
 Vive le son du canon!

Madame Véto avait promis,
 De faire égorger tout Paris.
Mais son coup a manqué
 Grace à nos canoniers.

Dansons la Carmagnole,
 Vive le son, vive le son,
Dansons la Carmagnole,
 Vive le son du canon!

Lied,

in der Vendée von Westermann's Soldaten gesungen.

En passant dedans Cholet,
Tous les calottins chantent;
Et leur vilain chant faisait:
Gloire et patrie!
Notre avantgarde qui disait:
Attrape, les voici
Et moi je m'en sourie.

En passant dedans un bourg
Où les brigands sonnent.
Et leur vilain son faisait:
Ding-dong viens donc!
Notre avantgarde qui disait
Attrape tiens-les bon!
Et moi je m'en sourie.

En passant dedans un bois
Où le coucon chante;
Et son vilain son faisait:
Coucon, coucon!
Notre avantgarde qui coupe
Aux brigands le con.
Et moi je m'en sourie.

En passant devant un moulin
Où les brigands moulent;
Et le train du moulin faisait:
Digidigidag!
Notre avantgarde qui mettait
Les brigands dans le sac.
Et moi je m'en sourie.

Ça ira!

Et ça ira, ça ira, ça ira,
Les aristocrats à la lanterne,
Et ça ira, ça ira, ça ira
Les aristocrats on les pendra.

Bettlerlied,

Von Schubart auf Hohenasberg gedichtet.

Er.

Gebt Almosen einem Blinden,
Den die Liebe blind gemacht,
Denn das Leben will verschwinden,
Und ich sterb' vor Liebesmacht.
Weil Du mich schon oft betrogen
Und auch öfters angelogen,
Darum ich jetzt bitten will
Um Almosen in der Still'.

Sie.

Blinde Leute geh'n bei Tage,
Und Du bettelst bei der Nacht;
Mach Dir keine Hoffnungsplage,
Scheer Dich fort und komm bei Tag;
Denn bei mir wirst Du nichts finden,
Und ich geb' auch keinem Blinden:
Wer will betteln, komm bei Tag,
Bei der Nacht nichts geben mag.

Er.

O, so soll ich wiedr'um fort,
Himmel, ach! was fang ich an?
Ach! wo find' ich jenen Ort,
Wo ein Blinder betteln kann.
Langes Betteln, sehnlich's Bitten!
Ach, wo find' ich jene Hütten,
Wo ich armer Greis anheut
Finden kann Barmherzigkeit?

Sie.

Weil ich mich nicht kann verhehlen,
Liebster Blinder, komm' herein!
Deine große Unglücksquelle
Dringet mir in's Herz hinein.
Langes Betteln, sehnlichs Bitten!
Komm' herein in meine Hütten,
Wo ich Dir jetzt in der Still'
Gern Almosen geben will.

Er.

Nun fall' ich auf die Kniee nieder,
Weil ich Gunst empfangen hab'.
O Himmel, schick' mir solches wieder
Durch 'ne neue Amorsgab'.
Hab' 'ne Jungfrau überwunden,
Hab' ihr schwaches Herz empfunden;
Darum ich jetzt denken will
Um Almosen in der Still.

Soldatenlied,

von Schubart mit zwei Studenten, die Herzog Carl ohne Weiteres ausheben ließ, gedichtet.

O wunderbares Glück!
Denk nur einmal zurück!
Was hilft mich mein Studiren,
Viel' Schulen absolviren?
Ich bin ein Kriegesknecht,
O Himmel, ist das recht?

Schreibfeder und Papier
Trag ich allzeit bei mir;
Das Dintenfaß daneben,
Ein Glas Wein ist mein Leben,
Schöns Mädchen an der Hand,
Das ist mein Glückesstand.

Jetzt kommt der Corporal,
Befiehlt uns allzumal:
Putzt Euer G'wehr und Taschen
Und wichset die Kamaschen,
Den Säbel blank polirt,
Daß man kein'n Fehler spürt.

Des Morgens um halber Vier,
Da kommt der Unteroffizier,
Fangt an zu commandiren:
Steht auf zum Exerciren!
Haben kaum geschlafen aus,
Müssen wir zum Bett heraus.

Jetzt kommt der Lieutenant
Und tritt wohl vor die Front,
Fangt an zu commandiren:
Gebt acht, man wird chargiren,
Auf rechterhand gericht'
Und rühr' sich Keiner nicht!

Vor diesem hieß's: Monsieur!
Jetzt heißt's: Canaille, steh!
Und wirst du deine Sachen
Nicht künftig besser machen,
So wird der Gassenlauf
Gewißlich folgen drauf.

Vor diesem konnt' ich gehn,
So weit ich konnte sehn:
Anjetzo umgekehret,
Die Schildwach' mir verwehret
Den freien Lauf in's Feld,
O du verkehrte Welt!

Drum, ihr Brüder, habt Geduld,
Wer weiß, haben wir's verschuldt,
Daß wir so leiden müssen
Und täglich müssen büßen
In diesem Vogelhaus,
O Carle! hilf uns 'naus.

Schuhmacherlied.

Vo.. Schubart auf Hohenasberg gedichtet.

* Hopp Heisasa Junge, komm flick mir die Schuh,
Ich sing' Dir ein lustiges Liederl dazu.
Warum hängst du dein Göscherl, mei Weiberl sei g'scheidt,
Schuhmacher sind immer die lustigste Leut.

* Dieses Lied war in einem von Schubart gedichteten und von ihm mit seiner Theatergesellschaft auf der Festung aufgeführten komischen Lustspiel eingelegt.

Sie sohlen, sie flicken, sie steppen die Naht,
Sie schlagen die Zwecke und drehen den Draht;
So ist der Schuhmacher doch immer sich gleich,
Es lebe das Handwerk im römischen Reich.

Und wenn sich der Schuster ein Kreuzerl erspart,
So läßt er die Arbeit, fix ist er beim Barth,*
Da heißt es, Madlene, schenk sie mir ein's ein,
Vom besten Dreibätzner dießjährigen Wein.

Und wenn ihm der Weingeist ins Köpferl 'naufsteigt,
Und wenn ihm der Spielmann Eins fidelt und geigt,
So ist der Schuhmacher so fröhlich im Sinn,
Vergnügter als selber der Koaser in Wien.

O herzigs, liebs Weiberl, wie wohl hast du g'than,
Daß du ein'n Schuhmacher hast g'nomme zum Mann,
Und laß mir die lustigen Kerl aus dem Haus,
Sonst nehm' ich den Knieriem und feg dir sie 'naus.

Lied.

Von Schubart auf Hohenasberg gedichtet.

Nichts haben ist ein ruhig's Leben,
Und ein recht wohl zufried'ner Stand;
Wer gar nichts hat, darf auch nichts geben,
Dieß ist der ganzen Welt bekannt.
Ein kleines lustiges Gemüthe
Ist vieles werth an Geld und Gütern,
Wenn ich nichts habe, bin ich quitt,
Bleibt doch mein lustiges Gemüth.

* So hieß zu jener Zeit der Profos auf Hohenasberg, der zugleich ein Wirthshaus hatte. Der Sohn jenes Barths ist der jetzige Gastwirth auf der Festung.

Ein Wassertrunk kann mich erquicken,
Wenn ich den Wein nicht zahlen kann,
Man muß sich in die Zeiten schicken,
Kommt's mir auch manchmal sauer an.
Ein Wassertrunk schmeckt mir im Kühlen,
Der Wein erfreut die Menschenseelen,
Wenn ich nichts habe, bin ich quitt 2c.

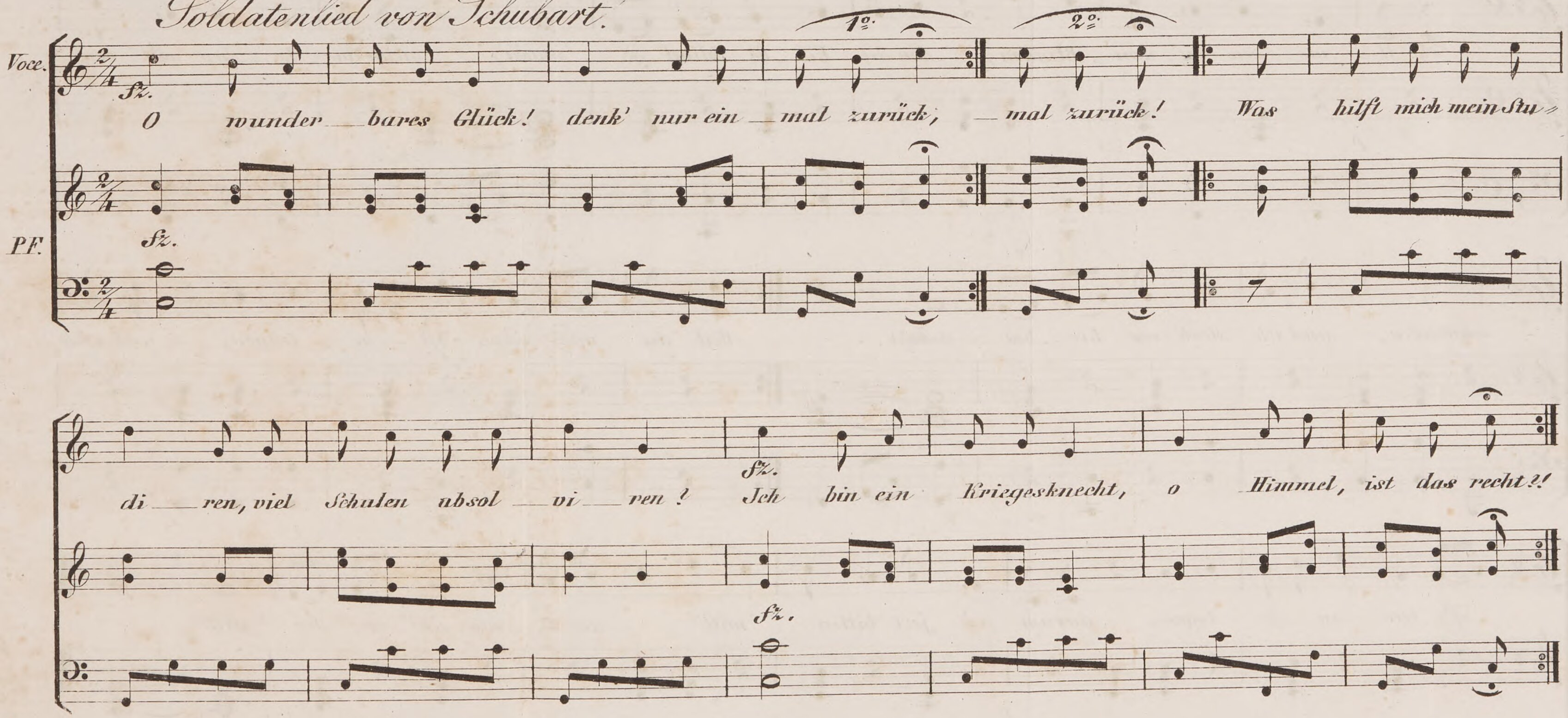
Hat mir mein Schatz schon oft versprochen:
Mein Kind, ich bleib dir ewig treu!
Das hat sie mir schon oft gebrochen,
Der Lügen sind gar vielerlei;
Und traue Einer jetzt nur selten,
Auf dieser stets betrog'nen Welten;
Wenn ich nichts habe, bin ich quitt 2c.

Wenn endlich ich einmal soll sterben,
Brauch' ich kein großes Testament:
Die Würmer setz' ich ein zu Erben,
So hat der ganze Spaß ein End'.
Mein' Grabschrift auf dem Leichensteine,
Bleibt ewig und auch ganz alleine:
Wenn ich nichts habe, bin ich quitt,
Bleibt doch mein lustiges Gemüth.

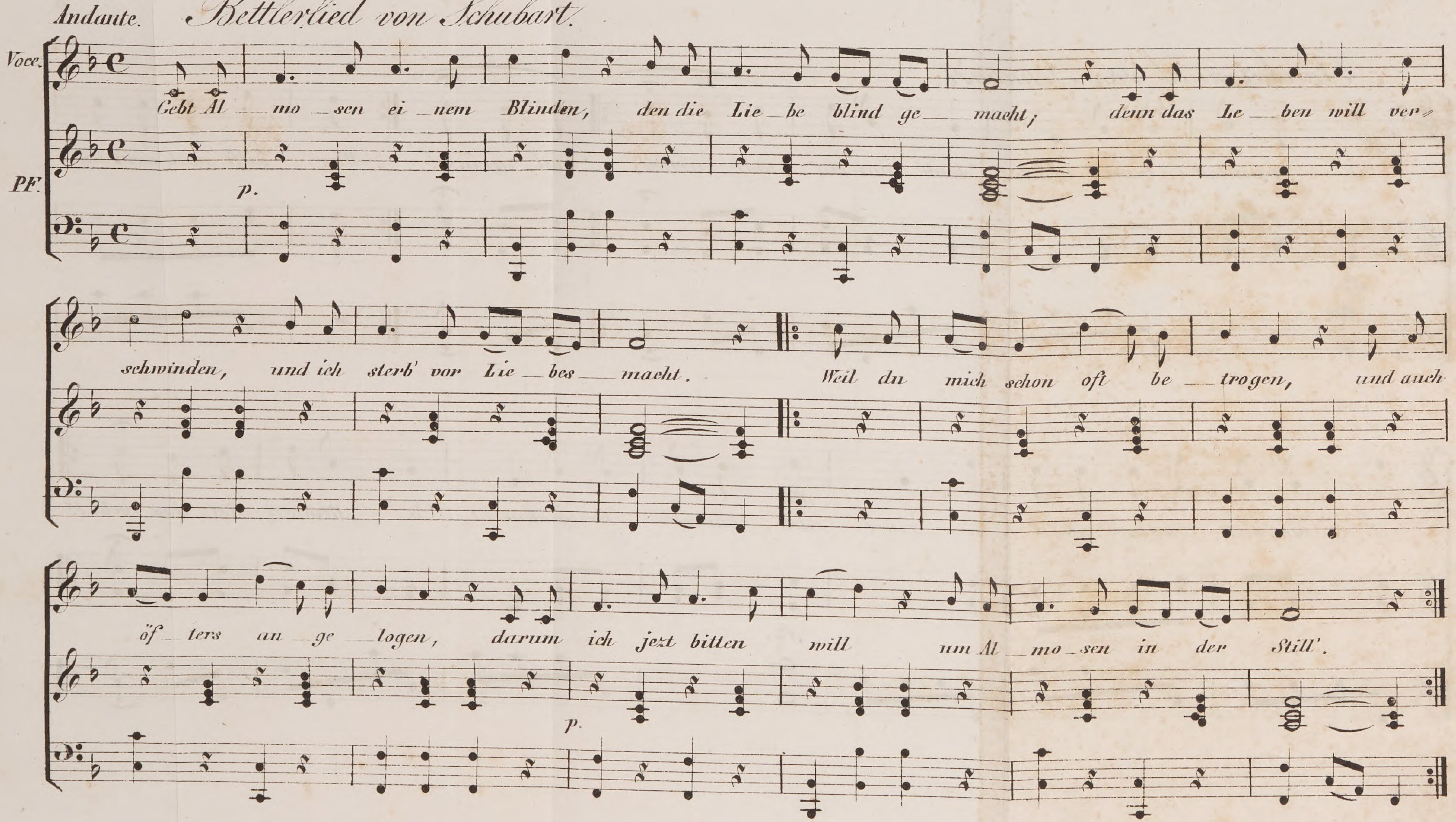
Allegretto. **La Carmagnole.**

Allegretto. *Lied, von Westermann's Soldaten in der Vendée gesungen.*

Soldatenlied von Schubart.



Bettlerlied von Schubart.



den Kern der Erzählung geben werden, die schönsten und pikantesten Scenen und Situationen bevorworten, und auf diese Weise ein treues Bild des Ganzen im Kleinen darzustellen suchen. Da sich die schöne Literatur nach allen Seiten in unserm Werke abspiegeln soll, wird ein Feuilleton kleinere Artikel und Uebersichten enthalten, die wir dem größeren Werke nicht einverleiben können, und die gleichwohl zu charakteristisch sind, als daß wir sie den Lesern entziehen könnten. So werden wir keine Mühe sparen, um unserm Unternehmen in allen Ständen ein Publikum zu gewinnen, das die Sammlung unserer Hefte als eine unterhaltende und erheiternde Handbibliothek betrachten kann, in welcher sich die gesammte schöne Literatur aller Völker concentrirt; und wenn unsere Leser sich zu uns versehen dürfen, daß wir unsere Auswahl mit Sinn und Geschmack treffen, so hoffen wir dagegen wohl auch mit einigem Recht auf die Theilnahme eines recht zahlreichen Publikums.

Die äußere Ausstattung auf Velinpapier wird schön genannt werden können, und pünktliche Lieferung wird das uns geschenkte Vertrauen zu erhalten suchen. — Jedes Vierteljahr bildet einen Band. — Man abonnirt auf ein Jahr in vierteljährigen Zahlungsraten.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

In kurzer Zeit wird ferner erscheinen:

Napoleon.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

Von

Dr. Gottlob Fink.

8. Auf Velinpapier in Umschlag broschirt. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

So sehr die deutsche Lesewelt in den letzten Jahren mit kürzeren oder umfassenderen Darstellungen von dem Leben

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steininger, Johann

Leben und Abenteuer des Joh. Steininger

Stuttgart 1841

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Mem.o.107
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11751300-2